

„Was ist Leistung?“

Dokumentation der Veranstaltung am 30. November
und 01. Dezember 2012 im Abgeordnetenhaus von Berlin

Anlässlich 20 Jahre

Überparteiliche Fraueninitiative Berlin – Stadt der Frauen e.V.

1992 - 2012



Kongressdokumentation



„Was ist Leistung?“

am 30. November und
01. Dezember 2012
im Abgeordnetenhaus von Berlin

Anlässlich 20 Jahre
Überparteiliche Fraueninitiative
Berlin - Stadt der Frauen e.V.
1992 - 2012

Gefördert durch:



Senatsverwaltung
für Arbeit, Integration
und Frauen



Impressum

Herausgeberin:

Überparteiliche Fraueninitiative Berlin – Stadt der Frauen e.V.
Marienburger Straße 6
10405 Berlin
Internet: www.berlin-stadtderfrauen.de
E-Mail: info@berlin-stadtderfrauen.de

Redaktion: Pia Kaiser

Überparteiliche Fraueninitiative Berlin – Stadt der Frauen e.V.

Grafische Bearbeitung: J. Bley

Herstellung und Druck: duruprint Berlin

Fotos: Dagmar Stratenschulte

Redaktionsschluss: Februar 2013

Diese Dokumentation ist Teil der Öffentlichkeitsarbeit der Überparteilichen Fraueninitiative Berlin – Stadt der Frauen e.V.

Alle Rechte vorbehalten.

© Überparteiliche Fraueninitiative Berlin – Stadt der Frauen e.V.

Inhalt

Vorwort

Pia Kaiser, Überparteiliche Fraueninitiative Berlin – Stadt der Frauen e.V.4

Begrüßung

Carola von Braun, Sprecherin, Überparteiliche Fraueninitiative Berlin – Stadt der Frauen e.V.7

Grußworte

Ralf Wieland MdA, Präsident des Abgeordnetenhauses von Berlin8

Thomas Krüger, Präsident der Bundeszentrale für Politische Bildung10

Barbara LothStaatssekretärin, Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen13

Einführung ins Thema: Mythos Leistung

Judith Brandner, Überparteiliche Fraueninitiative Berlin – Stadt der Frauen e.V.15

Gesamtgesellschaftliche Arbeitsteilung und Geschlechterverhältnisse

Prof. Friederike Maier, Vizepräsidentin Hochschule für Wirtschaft und Recht,
Direktorin Harriet-Taylor-Mill Institut, Berlin17

Geld und Leistung – ein feministisch-kulturhistorischer Rückblick

Prof. Christina von Braun, Kulturwissenschaftlerin, Humboldt-Universität, Berlin21

Leben und Arbeiten – wofür kämpfen die verschiedenen Frauengenerationen?

Ein Gespräch zwischen Frauengenerationen in Ost und West

Magda Albrecht, Mädchenmannschaft e.V.33

Kerstin Wietusch, Vorstand ÜPFI, Mitglied B90|Grüne38

Hannelore Buls, Vorsitzende Deutscher Frauenrat40

Astrid Landero, Leiterin Frauenprojekt Paula Panke e.V.44

Rollenmodelle im Wandel – Beispiel Ballungsraum Berlin

Dilek Kolat, Senatorin für Arbeit, Integration und Frauen in Berlin46

„Gesamtgesellschaftliche Arbeitsteilung“ - oder: Ein Kontinuum von Freiheit, Sozialität und Demokratie

Mechtild Jansen, Autorin52

Arbeit in Parteien, Gewerkschaften und Bürgerinitiativen

Dr. Christina Klenner, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut in der Hans-Böckler-Stiftung63

Agnes Alpers, MdB, Fraktion Die Linke66

Barbara Baumbach, Bundes- und Landesvorstandsmitglied der Frauen-Union Berlin67

Bärbel Freudenberg-Pilster, FDP, Staatssekretärin a.D. Sachsen-Anhalt, Rechtsanwältin69

Simon Kowalewski MdA, Frauenpolitischer Sprecher der Fraktion Die Piraten71

Zusammenfassung – Resümee

Carola von Braun, Sprecherin, Überparteiliche Fraueninitiative Berlin – Stadt der Frauen e.V.75

Anlagen

Programm und Fotos77

Vorwort



Pia Kaiser

Für den Vorstand der Überparteilichen Fraueninitiative Berlin – Stadt der Frauen e.V.

Im Spätherbst 2012, lud die Überparteiliche Fraueninitiative Berlin – Stadt der Frauen e.V. (ÜPFI) zu einem zweitägigen Kongress zum Thema „Was ist Leistung?“ ins Abgeordnetenhaus zu Berlin ein. In der vorliegenden Broschüre möchten wir nun die fachlichen Ergebnisse dieser Veranstaltung dokumentieren. Im ersten Teil des Kongresses ging es um die Fragen: Was definieren wir eigentlich als „Arbeit“ und „Leistung“ und inwiefern unterscheidet sich „Männerarbeit“ von „Frauenarbeit“, wie wird diese entlohnt und in welchem Maße tragen Männer und Frauen unterschiedlich zum „gesamtgesellschaftlichen Wohl“ bei? Welche Rolle spielt dabei das Geld, die Erwerbsarbeit, die Ehrenamtsarbeit und die unbezahlte Familienarbeit?

Im zweiten Teil des Kongresses fragten wir: Was ist die soziale, ökonomische und ökologische Kosten-Nutzen-Relation der heutigen gesamtgesellschaftlichen Arbeitsteilung? Wie wird diese von den unterschiedlichen Frauengenerationen bewertet? Warum ist es – vielleicht sogar mehr denn je – wichtig, dass Frauen sich weiterhin in Initiativen, Verbänden, Parteien und Gewerkschaften einsetzen, für ein nachhaltiges Modell einer geschlechtergerechten gesamtgesellschaftlichen Arbeitsteilung? Inwiefern haben sich die Geschlechterrollen schon ganz konkret am Beispiel Berlin gewandelt? In dieser

Dokumentation finden Sie Antworten auf diese Fragenkomplexe, von Frauen aus der Wissenschaft, der Politik, der Publizistik, der Initiativen und Organisationen, von jüngeren und älteren aus Ost und West.

Ein weiterer wichtiger Bestandteil des Kongresses war der 20-jährige Geburtstag unseres Vereins. Im Zusammenhang mit diesem Jubiläum, luden wir zu einer Pressekonferenz und zur Ausstellungseröffnung mit dem Titel: „Ehrenamtliches Engagement – am Beispiel 20 Jahre ÜPFI.“ Im Anhang finden sich Bilder, die einen kleinen Eindruck der Pressekonferenz und der Ausstellung geben. Letztere wird auf unserer Webseite www.berlin-stadtderfrauen.de vollständig dargestellt werden.

An dieser Stelle möchten wir unseren Förderern, ohne die unser rein ehrenamtlicher Verein einen solchen Kongress und deren Dokumentation niemals finanzieren könnte, unseren herzlichen Dank aussprechen. Wir danken Thomas Krüger, Präsident der Bundeszentrale für Politische Bildung sowie Barbara Loth, Staatssekretärin der Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen und dem Förderverein der Bundestagsfraktion DIE LINKE.

Außerdem bedanken wir uns herzlich bei unserem Gastgeber, Ralf Wieland, Präsident des Abgeordnetenhauses von Berlin, der seine Tür für unsere ehrenamtliche überparteiliche Arbeit offen hält.

Herzlichen Dank auch an Ina Krauss, für Ihre Mitarbeit bei der Organisation und Durchführung der Pressekonferenz sowie an unsere Vorstandskollegin Kerstin Wietusch, für die Konzipierung und Organisation der Ausstellung.

Des Weiteren danken wir unserer Fotografin Dagmar Stratenschulte, für die professionellen bildlichen Eindrücke von allen offiziellen und nicht offiziellen Facetten des Kongresses sowie Gina und Frauke Pietsch, für Ihr musikalisches Abendprogramm: „Wenn Du stolperst Schwester, Mutter, Tochter, ich halte Dich“. Auch von diesem Programmpunkt können wir in dieser Dokumentation nur einen kleinen Eindruck durch die Bilder im Anhang vermitteln.

Und „last but not least“ danken wir herzlich unserem Vorstandsmitglied Christel Wietusch, welche dieses

Kongressgesamtkunstwerk für uns ehrenamtlich organisiert und durchgeführt hat.

Die Vorträge der Referentinnen und die Redebeiträge der PodiumsteilnehmerInnen, sind in der Reihenfolge, wie sie im Programm abgedruckt sind, sofern sie vorlagen, dokumentiert. Die Moderationsbeiträge der Staatssekretärin im Ministerium für Umwelt, Gesundheit und Verbraucherschutz Brandenburg, Almuth Hartwig-Tiedt, und der Journalistin, Ina Krauss, sowie der Vorstandskolleginnen der ÜPFI, konnten wir in dem uns vorgegebenen Rahmen nicht dokumentieren. Leider auch nicht die interessanten Fragen und Statements des Kongresspublikums. Diese Beiträge sind, zumindest in Teilen, in die Zusammenfassung der Tagung mit eingeflossen. Können jedoch, in voller Länge, als Tonmitschnitt auf unserer Webseite unter www.berlin-stadtderfrauen.de, angehört werden.

In bezeichnender Weise, stellt Mechthild Jansen in ihrem Vortrag fest:

„Die Lage ist kompliziert, widersprüchlich, komplex. Die moderne Gesellschaft hat beileibe noch keine Antwort gefunden, wie modernes Berufsleben und wie modernes soziales „familiäres“ Leben, aussehen und miteinander verbunden sein kann, dass es zum Wohle der Einzelnen wie der Gesellschaft wäre. Es wäre der Bau einer Sozialgesellschaft, die systemisch den Wert des Menschen realisiert.“

Wir hoffen, durch die Dokumentation der unterschiedlichen Beiträge beim Kongress, Impulse für die Planung einer solchen geschlechtergerechten Gesellschaft geben zu können.



Impressionen



Begrüßung



Carola v. Braun
Sprecherin, Überparteiliche Fraueninitiative Berlin –
Stadt der Frauen

Begrüßung der Kongress-Teilnehmerinnen

Meine Damen und Herren,
herzlich willkommen im Namen der Überparteilichen Fraueninitiative Berlin (ÜPFI) im Festsaal des Abgeordnetenhauses von Berlin!

Neben mir sitzt meine Vorstandskollegin Judith Brandner, sie ist die Ideengeberin des heutigen Kongresses. Mein Name ist Carola v. Braun, Sprecherin der Überparteilichen Fraueninitiative – gemeinsam mit meinen Vorstandskolleginnen, werden wir Sie und den Kongress heute und morgen begleiten und moderieren.

Wir danken unserem Gastgeber – dem Präsident des Abgeordnetenhauses von Berlin, Ralf Wieland – und den Abgeordneten dieses Hauses, für die 20-jährige Unterstützung unserer Aktivitäten und dafür, dass wir Gäste dieses Hauses sein dürfen.

Thomas Krüger, Präsident der Bundeszentrale für Politische Bildung und Förderer dieses Kongresses, hat es sich ebenfalls nicht nehmen lassen, am 20. Geburtstag der ÜPFI persönlich zu uns zu sprechen,

was uns sehr freut, lieber Herr Krüger. Vielen Dank auch Ihnen!

Wir freuen uns auf das Grußwort von Staatssekretärin Barbara Loth, zuständig für Frauenpolitik in der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Frauen, die unseren Kongress ebenfalls gefördert hat. Vielen Dank, liebe Frau Loth!

Wir danken außerdem dem Förderverein der Bundestagsfraktion DIE LINKE für ihre finanzielle Unterstützung unseres Kongresses.

Was ist Leistung? Wie wird sie bewertet? Wie wirkt sich die Bewertung aus?

Das fragt dieser Kongress. Und dabei geht es uns nicht nur um bezahlte Arbeit, sondern auch um unbezahlte Arbeit, um die Ehrenamtliche Arbeit. Eine sehr weitgehende Frage, die jeden Lebensbereich von Männern und Frauen tangiert. Dazu werden wir kompetente Referentinnen hören, die Ihnen im Verlauf des Kongresses jeweils einzeln vorgestellt werden. Mindestens genauso wichtig ist uns die Diskussion zwischen Ihnen, dem fachkundigen Publikum und mit den Referentinnen. Deshalb haben wir diesen Kongress von Anfang an plenar geplant, ohne Arbeitsgruppen, damit alle Kongressteilnehmerinnen Ihren Beitrag mitbekommen und umgekehrt. Heute richten wir den Blick auf das Thema von oben, aus der Sicht der Wissenschaft, morgen Vormittag folgt der Blick von innen aus der Sicht der Betroffenen und danach befassen wir uns mit der Frage: was muss sich ändern.

Bevor wir aber unseren Gastgeber und unsere Förderer um ihre Grußworte bitten, wollten wir Ihnen aber doch mitteilen, wen außer unseren Referentinnen und Podiumsteilnehmerinnen und -teilnehmern wir noch besonders begrüßen möchten. Ich schlage vor, dass Sie alle diese spannenden TeilnehmerInnen zum Schluß mit einem großen Applaus begrüßen (in alphabetischer Reihenfolge):

- Unsere Unterstützerin und langjährige Förderin von Anfang an, Bundesministerin a. D. Dr. Christine Bergmann
- die frischgewählte Bundesvorsitzende des Deutschen Frauenrates, Hannelore Buls
- die frauenpolitische Sprecherin der SPD-Fraktion im Abgeordnetenhaus, Dr. Ina Czyborra

- Staatssekretärin Almuth Hartwig-Tiedt aus Brandenburg, langjähriges Mitglied der ÜPFI
- die Vorsitzende des Ausschusses für Arbeit, Integration und Frauen im Abgeordnetenhaus von Berlin, frauenpolitische Sprecherin und stellv. Fraktionsvorsitzende der Fraktion B90/Grüne, Anja Kofbinger
- den Abgeordneten und frauenpolitischen Sprecher der PIRATEN-Fraktion, Simon Kowalewski MdA
- die Berliner Bundestagsabgeordnete, Dr. Gesine Loetzsch von der Fraktion DIE LINKE
- die Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages, Petra Pau von der Fraktion DIE LINKE, beide Unterstützerinnen der ÜPFI seit ihren Jahren im Berliner Abgeordnetenhaus
- die Abgeordnete Ülker Radziwil, stellv. Fraktionsvorsitzende und sozialpolitische Sprecherin der SPD-Fraktion
- Prof. Ingrid Stahmer, ehemalige Bürgermeisterin, heute Sprecherin der Landesarmutskonferenz, die uns mit Christine Bergmann in den Gründungsjahren im Senat zur Seite stand
- die Staatssekretärin für Jugend, Sigrid Klebba
- die frauenpolitische Sprecherin der CDU-Fraktion im Abgeordnetenhaus, Katrin Vogel
- und last but not least: Carmen Boltz, Gründungsvorsitzende der ÜPFI bei Vereinsgründung

Ihnen Allen herzlich willkommen! Wir freuen uns, dass Sie da sind!

Grußworte



Ralf Wieland
Präsidenten des Abgeordnetenhauses von Berlin

Sehr geehrte Frauen der ÜPFI, sehr geehrte Frau von Braun, sehr geehrte Gäste,

20 Jahre Überparteiliche Fraueninitiative in Berlin – das ist wahrlich ein Grund zum Feiern. Deshalb beglückwünsche ich Sie, die Akteurinnen des Vereins – auch im Namen des Berliner Abgeordnetenhauses – sehr herzlich. Mein besonderer Dank geht an die Gründerinnen der Überparteilichen Fraueninitiative, die vor 20 Jahren, 1992, den Schritt gewagt haben, sich über die Parteigrenzen hinweg zusammenzutun, um gemeinsam für die Rechte der Frauen zu kämpfen. In Ihrer damaligen Presseerklärung schrieben sie: „Wir, Frauen im Parlament, wollen, dass Berlin eine Stadt der Frauen ist!“

In den letzten 20 Jahren haben Sie mit unzähligen Veranstaltungen und Aktionen Ihr großes Engagement für Geschlechtergerechtigkeit unter Beweis gestellt. Dafür gebührt Ihnen meine uneingeschränkte Hochachtung.

Hier auf die Fülle Ihrer Aktivitäten eingehen zu wollen, wäre vermessen. Besonders herausstellen möchte ich aber, dass sich Ihr Verein über die Jahre hinweg zu einem weit verzweigten politischen Netz-

werk entwickelt hat, das bundesweit seinesgleichen sucht.

Als Initiative aus dem Abgeordnetenhaus heraus hat alles begonnen, und so sind Sie all die Jahre immer ganz nah an der Politik geblieben. Sie binden die SenatorInnen ein, laden zu Fachgesprächen mit den frauenpolitischen Sprecherinnen der Fraktionen und arbeiten im Frauenpolitischen Rat der Senatorin für Frauen mit.

Das Abgeordnetenhaus von Berlin hat ihre anspruchsvolle Arbeit immer unterstützt, wo es ging. Das werden wir auch weiter tun.

Das Berliner Parlament möchte damit auch seiner besonderen Anerkennung für Ihren aktiven und – wie ich besonders hervorheben möchte – ehrenamtlichen Einsatz, für die Rechte der Frauen Ausdruck verleihen.

Bei der Gleichstellung von Mann und Frau handelt es sich nicht um irgendein politisches Ziel, sondern es handelt sich um die Erfüllung eines Verfassungsauftrags. Wenn wir in das Jahr 1949 zurückblicken, so war es der Politikerin Elisabeth Selbert im Parlamentarischen Rat gelungen, die rechtlich uneingeschränkte Gleichberechtigung im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland zu verankern. Artikel 3 machte auch den Weg frei, ihm entgegenstehendes Recht zu verändern. 1994 wurde der Artikel 3, Abs. 2 Grundgesetz „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“ ergänzt durch den Satz „Der Staat fördert die tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Männern und Frauen und wirkt auf die Beseitigung bestehender Nachteile hin.“

Wir Politiker, Männer wie Frauen, sind uns bewusst, dass offene oder versteckte Diskriminierungen auch heute noch ein Problem in unserer Gesellschaft darstellen. Besonders plastisch zeigt sich der lange Weg zur Gleichstellung, wenn man sich die Arbeitswelt ansieht. So betitelte der Tagesspiegel vor ca. zwei Wochen seinen Bericht über den geringen Anteil von Frauen in Führungspositionen mit der Überschrift: „Noch 792 Jahre bis zur Gleichstellung.“ Ich möchte an dieser Stelle nicht auf die Berliner Studie eingehen, die Sie sicherlich alle kennen, sondern an dieser Stelle nur so viel sagen: Die Beibehaltung von Frauenquoten und die Einführung von Frauenquoten in bestimmten Bereichen ist leider immer noch notwendig. Das gilt für die Wirtschaft und auch für

die Politik. Der Anteil von Frauen in Führungspositionen kann als symptomatisch genommen werden für die Chancen von Frauen in unserer Gesellschaft insgesamt.

In den letzten Wochen wurde viel über einen Gesetzentwurf des Europäischen Parlamentes für eine verbindliche Frauenquote in Aufsichtsräten und Vorständen diskutiert. Es hat sich deutlich gezeigt: Appelle und freiwillige Selbstverpflichtungen der Wirtschaft reichen nicht aus. Unter den Chefs der größten Europäischen Unternehmen befinden sich nur ca. 3 % Frauen, in den Aufsichtsräten gerade mal 13 %. Auch in der Politik ging es seit 1949 mit den Frauen nur langsam voran. Erst zwölf Jahre nach der Gründung der Bundesrepublik, nämlich 1961, wurde zum ersten Mal eine Frau als Bundesministerin vereidigt, nämlich Elisabeth Schwarzhaupt für das Ressort Gesundheitswesen.

In der öffentlichen Vermittlung steht die Sache der Frauen gut: Wir haben eine weibliche Bundeskanzlerin, wir haben mehrere Ministerpräsidentinnen und Präsidentinnen von Landtagen. Da scheint es, dass von Frauen gemachte Politik ganz selbstverständlich ist. Eine andere Zahl lässt mich allerdings doch ganz nachdenklich werden: Nur rund 5 % aller Bürgermeister in deutschen Städten über 10.000 Einwohner sind Frauen.

Liebe Gäste, zum Abschluss möchte ich noch einmal auf die ehrenamtliche Arbeit der Überparteilichen Fraueninitiative hier in Berlin zurückkommen. Ehrenamtlicher Einsatz ist Motor einer lebendigen Zivilgesellschaft. Sie beteiligen sich mit ihren Ideen und Projekten aktiv am Leben in unserer Stadt und beweisen damit: Ehrenamtliche Arbeit ist kein Auslaufmodell, sondern hat eine wichtige und nicht wegzudenkende Funktion für unsere Gesellschaft. Ich möchte Ihnen deshalb auch ganz persönlich sagen, wie beeindruckend ich die Vielzahl Ihrer Initiativen finde. Darin drückt sich viel Verantwortungsbeusstsein für unsere Gesellschaft aus.

Ich wünsche Ihnen für Ihre weitere Arbeit viel Erfolg, viel Kraft und Zähigkeit. Für Ihre beiden Kongresstage wünsche ich Ihnen gute und anregende Diskussionen und ganz persönlich sage ich Ihnen noch einmal: Dankeschön!



Thomas Krüger
Präsident der Bundeszentrale für Politische Bildung

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich freue mich sehr, Sie bei diesem Kongress der „Überparteilichen Fraueninitiative Berlin“ begrüßen zu dürfen. Nicht zum ersten Mal bin ich bei einer Ihrer Veranstaltungen zu Gast, denn als politisches Netzwerk in der Zivilgesellschaft widmen Sie sich zentralen Zielen der politischen Bildung.

Was ist „Leistung“? Kaum ein anderer Begriff hat uns seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts so sehr geprägt. Leistungsdenken und das Streben nach Wachstum im gewinnmaximierenden Sinne haben in den westlichen Gesellschaften ein hohes Wohlstandsniveau hervorgebracht – aber gleichzeitig sprechen wir auch von den ‚Verlierern der Leistungsgesellschaft‘. Gerade vor dem Hintergrund der aktuellen Wirtschaftskrise sollten wir über Leistung neu nachdenken.

Problematisch ist nicht nur der oft ausgrenzende Umgang mit Menschen, die sich nicht in die so genannte Leistungsgesellschaft integrieren können oder wollen. Problematisch ist häufig auch die Definition von Leistung: Nehmen Sie als Beispiel die

völlige Überbewertung von vermeintlichen Leistungen im Banken- und Fondsbereich seit Beginn der 1990er Jahre. Was wird denn da eigentlich geleistet? Und: wer profitiert davon? Wirklich nachhaltige Leistungen für unsere Gesellschaft werden hier wohl kaum erbracht. Ganz im Gegenteil wirkt die Überbewertung dieser Art von Leistung desintegrierend; sie forciert die Spaltung der Gesellschaft. In unserer Gesellschaft nimmt leider das Klassendenken wieder zu und die relative Armut steigt, weil die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter aufgeht.

Anspruch und Wirklichkeit des Leistungsprinzips

Schauen wir uns unseren Leistungsbegriff genauer an: Leistung ist der zentrale Parameter unseres modernen Lebens. Leistung ist eng verbunden mit Wachstum und Entlohnung und das wiederum empfinden wir als etwas Positives. Dem Leistungsdenken an sich wohnt auch durchaus zum einen ein emanzipatorisches wie zum anderen demokratisches Potential inne. Nur nach Leistung, nicht nach Herkunft beurteilt zu werden, ist ein Versprechen der demokratischen Gesellschaftsordnung. Individuelle Leistung sollte das Kriterium für einen beruflichen Aufstieg sein. Dieses Denken kann vielen Menschen Möglichkeiten eröffnen, die sie in traditionellen Gesellschaften nicht hätten – auch und gerade den Frauen.

Aber individuelle Leistung ist nach wie vor nur ein Kriterium unter vielen, denn das meritokratische Prinzip verschleiert eben auch soziale Ungleichheiten. Längst wissen wir: Nicht nur Leistung spielt eine Rolle bei der Verteilung von Gütern und für die Zuweisung unseres Platzes in der Gesellschaft. Auch soziale Herkunft, Geschlecht oder Ethnie. Zudem individualisiert das Leistungsprinzip. Es macht den Einzelnen allein verantwortlich. Es blendet Sozialisationsprozesse, Strukturen und Rahmenbedingungen weitgehend aus.

Schauen wir uns also auch diese Rahmenbedingungen einmal genauer an: Noch immer haben Frauen eine geringere Erwerbsbeteiligung. Der Einkommensunterschied liegt bei ca. 23 Prozent. Dies liegt hauptsächlich daran, dass viele Frauen im Niedriglohnbereich, in geringfügigen Beschäftigungsverhältnissen und in Teilzeit arbeiten. Ihr beruflicher

Aufstieg ist nach wie vor erschwert, insbesondere aufgrund von Unterbrechungen durch Mutterschaft oder Pflegezeiten. Auch wenn Frauen eine den den Männern vergleichbare Tätigkeit ausüben – Art der Arbeit, Ausbildung, Alter, Berufserfahrung und Betriebsgröße mit betrachtet –, bleibt ein Unterschied von etwa 10 Prozent beim Stundenlohn! Und da unsere sozialen Sicherungssysteme einkommenszentriert sind, benachteiligen sie Frauen zudem im Falle von Arbeitslosigkeit und im Alter. Der Heiratsmarkt, stellte Jutta Allmendinger in unserer Zeitschrift „Aus Politik und Zeitgeschichte“ pointiert fest, sichert Frauen immer noch besser ab als der Arbeitsmarkt.

Leisten Frauen also weniger? Wir müssen uns die Maßstäbe anschauen!

Unser Leistungsbegriff hat sich in den vergangenen Jahrzehnten tendenziell verschoben: Nicht mehr persönlicher Input – wie Aufwand, Arbeitsintensität und Qualifikation – zählt sich aus. Frauen mit ihren durchschnittlich höheren Bildungserfolgen wären sonst im Vorteil. Nur noch der Output, der Markterfolg, bestimmt über die Höhe der Entlohnung. So wird auch gerechtfertigt, dass Manager ein Vielfaches von dem erhalten, was Niedriglohnbezieher verdienen. Gesellschaftsschädigende Tätigkeiten wie Finanzspekulationen haben nicht selten einen vergleichsweise hohen Marktwert. Demgegenüber werden viele gesellschaftlich wertvolle Tätigkeiten im sozialen und kulturellen Bereich nicht als bedeutende Leistung gewürdigt und entlohnt.

Alternativen in Sicht?

Die Enquetekommission des Bundestags „Wachstum, Wohlstand und Lebensqualität“ hat begonnen, unseren Wachstums- und Fortschrittsbegriff zu problematisieren. Die Mitglieder sehen sich nach Alternativen zur Brutto-Inlandsprodukt-Messung um. In Zukunft sollen der soziale und ökologische Wohlstand, der gesellschaftliche Zusammenhalt und die Chancen zur Verwirklichung individueller Potentiale bei der Messung von individuellen und sozialen Wohlergehen mit berücksichtigt werden. Auch die Möglichkeiten, die sich den Bürgern für kreatives und politisches Schaffen bieten, sollen gemessen werden. Dies halte ich für einen sehr wichtigen An-

satz und ich denke, es zeigt, dass der vorherrschende Leistungsbegriff auf den Prüfstand gekommen ist. Dass das Umdenken so langsam verläuft, liegt nicht zuletzt an der langen Dauer der Fehlentwicklung. Es ist für uns alle hier ein alter Hut: Spätestens mit der industriellen Revolution und dem Aufstieg des Kapitalismus systematisierte und zementierte die traditionelle Arbeitsaufteilung zwischen den Geschlechtern in der Trennung von Produktions- und Reproduktionssphäre. Es gab öffentliche, männliche Erwerbsarbeit. Und es gab private, weibliche unbezahlte Hausarbeit. Anerkennung und monetäre Belohnung wurde nur der „echten“ Arbeit in der Produktionssphäre zugebilligt, während die Wertschätzung der häuslichen Arbeit sank. Dabei brähe jede westliche Ökonomie zusammen, wenn die unbezahlte Arbeit in der Reproduktionssphäre nicht mehr erledigt würde.

Was läuft also in der Reproduktionssphäre oder: Wer macht eigentlich die „Drecksarbeit“?

Noch immer erledigen vor allem Frauen die „Drecksarbeit“, so die feministische Bloggerin Laurie Penny in ihrer Streitschrift „Fleischmarkt“. Sie beschreibt das Dilemma der Frauen folgendermaßen: „Ein Jahrhundert nach dem Aufkommen des Feminismus verrichten Frauen noch immer den Löwenanteil der Betreuung, der Nahrungszubereitung und des Saubermachens, und zwar unentgeltlich. Abgesehen davon sollen wir heutzutage zusätzlich zu diesen häuslichen Pflichten ‚echte‘ Arbeit leisten, also Arbeit, die traditionellerweise von Männern außerhalb des Hauses getan wird, allerdings für weniger Geld und Anerkennung.“ Frauen in der Altersgruppe zwischen 30 und 44 Jahren leisten fast doppelt so viel unbezahlte Arbeit wie Männer (5:21 h zu 2:57 h). Väter nehmen zwar zunehmend das neue Elterngeld in Anspruch, aber oftmals nur die zwei Monate, die sonst verfallen würden. Wird sich daran künftig etwas ändern? Wahrscheinlich eher langsam. Das zeigt eine jüngere Umfrage von Infratest Dimap vom Oktober 2012, die auch gleichzeitig die Kluft der Wahrnehmung häuslicher Arbeit offenbart. Männer verneinen mehrheitlich die Aussage „Die Hausarbeit wird auch in 15 Jahren hauptsächlich von Frauen gemacht“. Frauen sind aber nicht so optimistisch: 64 Prozent glauben, dass dies auch in 15 Jahren noch der Fall sein wird.

Lohn für Hausarbeit?

Die Diskussion um die Aufwertung und Entlohnung von Hausarbeit ist nicht neu. Die Probleme sind Ihnen bekannt: Wo sollen die Mittel herkommen? Und wollen wir diesen privaten Bereich des Familienlebens wirklich auch noch den Kriterien des Marktes unterwerfen? Eine Entlohnung, die an den Markterfolg gekoppelt würde, wäre wahrscheinlich sehr niedrig. Das zeigt sich z.B. im Pflegebereich, wo ja schon geradezu infame Vorschläge zur Auslagerung der Alten in Niedriglohnländer gemacht wurden. Auch ist die Wahrscheinlichkeit nicht gering, dass vor allem Frauen diese Arbeiten machen würden. Das zeigt sich bei der entlohten Weitergabe von häuslichen Tätigkeiten wie Putzen. Wir benötigen einen Plan, der auch die Männer in die Verantwortung nimmt.

Wie sehen die Alternativen aus?

Wie so oft führt der Weg in eine lebenswertere Zukunft über die Krise. Wirtschaftskrise, demographischer Wandel, Klimakatastrophe – die Krisenphänomene unserer stündlichen Nachrichten stehen mit Leistung und Wachstum in engem Zusammenhang. Die Ökonomisierung hat alle unsere Lebensbereiche unterwandert: Liebe und die Geschlechterbeziehungen, Erziehung und Bildung der Kinder, die Pflege der Alten, die Arbeitswelt, Freizeit und Kunst usw. Unsere Lebensqualität schwindet und eine zunehmende Zahl von Menschen bleibt auf der Strecke. Wer mitzumachen versucht, riskiert den Burn-out; die Abgehängten riskieren das Bore-out: das Abgestempelt-sein als ‚nutzloser‘ Empfänger wertvollen Steuergeldes.

Wir müssen also wieder das Ruder in die Hand nehmen und eine grundsätzliche Diskussion darüber führen, welche gesellschaftlichen Tätigkeiten erwünscht und notwendig sind. Welche tragen zu einem nachhaltigen, gerechten Wirtschaften bei? Welche zu einer lebenswerten Existenz? Wir brauchen die Aufwertung jetzt schlecht bezahlter Arbeit im Sorgebereich jenseits eines ‚Markterfolgs‘. Wir brauchen auch eine Neubewertung der jetzt unbezahlt geleisteten Arbeiten im sozialen und häuslichen Bereich – die jedoch nicht mit einer erneuten Verdrängung der Frauen aus anderen Arbeitsberei-

chen einhergehen darf. Es liegt in unserer Verantwortung. Und genau hier setzt die Arbeit der politischen Bildung an – durch Sie als Stimme der vielen Frauen, die sich einen neuen Umgang mit Leistung wünschen. Aber auch durch uns als staatliche Einrichtung der politischen Bildung. Wir können Themen setzen, in die Öffentlichkeit tragen, die Debatte stimulieren. Wir müssen die Kontroversen sichtbar machen. Aber gleichzeitig ist es unsere Aufgabe, die Diskussion durch Fakten und Argumente zu versachlichen, wo sie wie oft emotional und leider auch polemisch geführt wird.

Bereits vor zwei Jahren haben wir einen großen, internationalen Genderkongress organisiert unter dem Thema „Das flexible Geschlecht – Gender, Glück und Krisenzeiten in der globalen Ökonomie“. Auch in unseren verschiedenen Gender-Webdossiers und der APuZ haben wir uns in den vergangenen Jahren – etwa unter dem Stichwort Geschlechteridentität, Frauen in Europa oder Humanisierung der Arbeit – immer wieder mit dem Thema auseinandergesetzt. Und ich kann Ihnen versichern, dass wir es nicht dabei bewenden lassen werden.

Ich bin der „Überparteilichen Fraueninitiative Berlin“ sehr dankbar, dass sie das brisante Thema Leistung hier zur Diskussion stellt. Außerdem danke ich den Veranstalterinnen für ihr außerordentliches 20-jähriges Engagement. Es wird überdeutlich, was ein Netzwerk von Ehrenamtlichen als Partner der politischen Bildung ‚leisten‘ kann und wie hoch dies einzuschätzen ist und freue mich auf eine kontroverse und deshalb anregende Diskussion!



Barbara Loth
Staatssekretärin, Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen

Sehr geehrte Damen und Herren,

auch ich möchte Sie heute – zu diesem wirklich außerordentlichen Kongress begrüßen.

Es macht mich stolz heute hier ein Grußwort sprechen zu dürfen. Denn das gibt mir zum einen die Möglichkeit die außerordentliche Arbeit der überparteilichen Fraueninitiative zu würdigen, aber auch zu dem von Ihnen gewählten Themen, das gerade mir besonders wichtig ist, etwas sagen zu können.

Hier in dieser großartigen Stadt – ich sage immer, der Stadt der Frauenbewegung – Staatssekretärin für Frauen zu sein, ist eine besondere Auszeichnung. Und das, wofür Sie sich – liebe Frauen von Üppi – eingesetzt haben, bleibt aktuell. Denn es gibt immer noch viel zu tun.

Als Politikerin weiß ich, dass überparteiliche Bündnissen von Frauen dringend nötig sind. Nötig nicht nur für uns Frauen selbst. Frauenbündnisse sind Zukunftsstrategie. Um gesellschaftliche Erneuerungsprozesse anzustoßen und auch umzusetzen.

Frauenbündnisse sind aber auch notwendig um Gestaltungsmöglichkeiten und gleichberechtigte Teilhabe von Frauen am öffentlichen und privaten Leben zu vergrößern. Aber auch die gleichberechtigte Teilhabe an Ressourcen zu gewährleisten. Und gerade das findet immer noch nicht statt. Denn wer ein Leben lang einen Minijob ausübt, hat keine gleichberechtigte Teilhabe am kulturellen und gesellschaftlichen Leben. Ist und bleibt abhängig. Ein Leben lang. Wir sagen nicht nur Altersarmut ist weiblich, sondern auch prekäre Beschäftigung ist weiblich.

An dieser Stelle möchte ich Ihnen aber auch Mut machen und Sie in Ihrem Engagement unterstützen. Auch wenn die Erfolge unserer aller Arbeit sich nicht sofort einstellen, es gibt Bewegung. Und dazu gehört die Diskussion über die Quote in den Aufsichtsräten und Vorständen, aber dazu gehört auch der massive überparteiliche Widerstand gegen das Betreuungsgeld.

Dazu gehört der Girlsday. Dazu gehören auch die vielen Gutachten von Wirtschaftsprüfern und Unternehmensberatern, die nachweisen, dass Frauen an der Spitze zum Erfolg führen. Dazu gehört aber auch die Tatsache, dass die Bundesagentur für Arbeit das Thema Frauen und Arbeit als ein Schwerpunktthema benannt hat. Und vieles mehr.

Und trotzdem, Äußerungen wie die von Carla Bruni-Sarkozy, die die Gleichberechtigung als erreicht ansieht, begegnen uns jeden Tag. Und auch ich in meiner Funktion als Frauenstaatssekretärin erlebe tägliche Widerstände. Angefangen von einem mitleidigen Belächeln über die Sinnlosigkeit meiner Tätigkeit. Über die Wut, wenn ich die paritätische Besetzung mit Hilfe des LGG durchsetze.

Es ist das in vielen Köpfen noch tief verwurzelte Rollendenken. Und nicht nur Männer sind immer noch tief davon überzeugt, dass Frauen in der Arbeitswelt nur als Hilfskraft fungieren sollten, nur arbeiten müssen, wenn der Mann nicht genug Geld nach Hause bringt. Aber auch – und das ist meine Überzeugung – tief davon überzeugt sind, dass Frauen es nicht können. Und die vielen positiven Beispiele werden als Ausnahme von der Regel empfunden.

Und machen wir uns nichts vor: Viele Mädchen in unserer Stadt warten immer noch auf ihren Prinzen. Wollen immer noch Jobs, von denen sie nicht leben können. Nehmen immer noch die Rollenteilung im Haushalt, bei der Kindererziehung, bei der Pflege gerne an. Und Alleinerziehende sind immer noch überwiegend weiblich.

Gerade deshalb ist das Thema Frauen und Arbeit so wichtig. Denn Arbeit ist keine Pflicht. Arbeit bedeutet gesellschaftliche Wertschätzung und persönliche Stärkung. Vor allem bezahlte Arbeit.

Als ehemalige Arbeitsrichterin habe ich das täglich in den Verhandlungen erlebt. Bei Männern wie Frauen. Was es bedeutet, Arbeit zu verlieren, arbeitslos zu sein.

Aber Arbeit ist eben nicht gleich Arbeit. Warum verdient ein Banker mehr als ein Bauer. Ist dessen Tätigkeit mehr wert? Warum? Warum verdient eine Krankenschwester weniger als ein IT-Spezialist? Warum wird die Leistung eines Übungsleiters im Verein nicht anerkannt?

Ich finde es gut, dass Sie sich heute mit diesen Themen beschäftigen. Denn das ist dringend nötig. Denn wenn wir nichts tun, werden wir in Zukunft wichtige Aufgaben nicht lösen können. Wir brauchen dringend mehr Menschen, die im Pflege- und Erziehungsbereich arbeiten. Das werden wir nicht erreichen, wenn diese Tätigkeiten so schlecht bezahlt werden.

Aber wir brauchen auch ein Umdenken in Bezug auf gesellschaftliche Verantwortung. Wenn jeder nur für sich sorgt, wenn ihm oder auch ihr die Sorgen und Nöte des Nachbarn weiterhin gleichgültig sind, werden wir die großen Probleme der Zukunft in unserer Gesellschaft nicht lösen.

Gerade deshalb möchte ich mich an dieser Stelle noch einmal dafür bedanken, dass Sie dieses so wichtige Thema gewählt haben. Dass Sie den Kongress durchführen. Schön, dass er gerade hier stattfindet. Deshalb danke ich auch Ralf Wieland, dass er die Räume zur Verfügung gestellt hat. Und Thomas Krüger und der Bundeszentrale für politische Bildung für die Unterstützung bei der Durchführung des Kongresses.

Ich wünsche Ihnen einen erfolgreichen und spannenden Verlauf des Kongresses.

Einführung



Judith Brandner
Überparteiliche Fraueninitiative Berlin – Stadt der Frauen e.V.

Einführung ins Thema: Mythos Leistung

Wer sich mit Frauenrechten beschäftigt, stößt irgendwann auf das Thema Leistung. Frauen arbeiten in prekären Beschäftigungsverhältnissen. Ihre Arbeit wird unterbewertet. Die Unterscheidung der Menschen nach ihrem Geschlecht und die scheinbar zwingend folgende Ungleichbehandlung der Frauen prägen gesellschaftliche Verhältnisse grundlegend. Auch der scheinbar neutrale Begriff Leistung und was wir jeweils darunter verstehen, spiegelt dieses Phänomen wider.

Leistung ist nicht objektiv messbar. Wer seinen Herrschaftsanspruch, seine sozial exklusive Rolle, einen wie auch immer gearteten Vorteil elegant legitimieren möchte, begründet dies am besten mit seiner Leistung. Soweit der Blick in die Geschichte zurückreicht, haben Herrscher aller Art ihre einmal durch Gewalt oder Glück gewonnene Vorherrschaft im Nachhinein mit ihrer Leistung zu begründen versucht.

Auch heute erklären uns selbst ernannte „Leistungsträger“, die das 52fache Gehalt des Durchschnittseinkommens ihrer Angestellten erhalten, dass sie das 52fache leisten. Ist das überhaupt möglich? Und

eine Mutter, die ein Kind aufzieht, erbringt sie automatisch eine Leistung für die Gesellschaft? Hängt die Bewertung ihrer Arbeit davon ab, ob das Kind später für die Gesellschaft Steuern zahlt oder von ihr Sozialleistungen erhalten muss? Fest steht, dass kein gesellschaftlicher Konsens darüber besteht, was Leistung ist.

Bei Wikipedia wird Leistung als erstes als Arbeit pro Zeit definiert. Wir wollen zu einer neuen gesellschaftlichen Bewertung von Erwerbsarbeit, Reproduktions- und Fürsorgearbeit anregen und langfristig zu einer neuen Arbeitsteilung kommen, die unabhängig vom Geschlecht ist.

Zu einer neuen Bewertung von Leistung hilft die Studie „A Bit Rich: Calculating the real value to society of different professions“ des britischen Think Tanks New Economic Foundation (NEF). Darin wird die Arbeit von sechs Berufsgruppen anhand des Kriteriums „Social Return on Investment (SROI)“ (soziale Kapitalrendite), also ihres gesellschaftlichen Wertes bemessen. Es wird danach gewertet, welche sozialen und ökologischen Gewinne und welche Schäden der Gesellschaft durch diese Arbeiten entstehen. Grob zusammengefasst: für jeden Pfund den ein Mann erwirtschaftet, werden acht Pfund vernichtet. Eine Frau schafft mit jedem Pfund Lohn einen sozialen und ökologischen Wert von 11 Pfund. Untersucht wurden die Berufe Investmentbanker/in, Steuerberater/in, Werbedesigner/in, Kinderbetreuung, Reinigungskraft im Krankenhaus und Angestellte im Recyclingbereich.

Die Studie verdeutlicht die Tendenz, dass die untersuchten Berufsgruppen, die gesellschaftlich wirklich notwendige Tätigkeiten verrichten, im Niedriglohnssektor angesiedelt sind, obwohl sie der Gesellschaft einen höheren sozialen und ökologischen Mehrwert bringen, als sie an Löhnen kosten. Die Arbeit der untersuchten Spitzenverdiener/-innen hingegen führte tendenziell eher zu sozialen und ökologischen Schäden. Die Arbeit im Bereich der unterfinanzierten Kinderbetreuung ermöglicht etwa Eltern, unbesorgt weiter zu arbeiten, also unabhängig zu bleiben, Steuern zu zahlen und einen höheren Lebensstandard für ihre Familien zu unterhalten. Sie ermöglicht den betreuten Kindern eine bessere sprachliche, geistige und soziale Entwicklung und verringert die

Gefahr von Arbeitslosigkeit und Prekäreinkommen im Vergleich zu nicht in einer Kindereinrichtung betreuten Kindern.

Laut der Studie generiert die Arbeit in der Kinderbetreuung mit jedem verdienten Pfund 7 bis 9,50 Pfund an gesellschaftlichem Wert. Die Studie räumt auch mit vermeintlichen Wahrheiten auf: viele Mythen werden widerlegt: Wer mehr verdient, arbeitet mehr! Reiche tragen mehr zur Gesellschaft bei, als Arme! Aufstiegschancen sind für alle gleich!

Erbrachte Leistungen müssen also gesellschaftlich anders bewertet werden. Besonders Frauen, die ganz überwiegend gesellschaftlich notwendige Arbeit unbezahlt oder niedrig entlohnt erbringen, können davon profitieren. Es braucht einen neuen Diskurs über den Mythos Leistung. Und eine wache, starke Gesellschaft, die ehrlich schaut, wer was für das Gemeinwohl und die Gesamtwirtschaft beiträgt.
www.neweconomics.org/publications/bit-rich
www.neweconomics.org, siehe auch <http://www.happyplanetindex.org/>

Was ist Arbeit, was ist Leistung?



Prof. Dr. Friederike Maier
Harriet Taylor-Mill-Institut der HWR Berlin

Gesamtgesellschaftliche Arbeitsteilung und Geschlechterverhältnisse

In diesem Vortrag geht es nicht darum, wie Leistung ganz konkret bewertet wird. Nicht darum, wie Tarifpartner und Personalmanager das machen. Das alles könnte Gegenstand eines eigenen Kongresses sein. Denn die Frage, wie bewertet man eine ganz bestimmte Erwerbsarbeit, ist ein hochkomplexes und ebenfalls geschlechtsspezifisch stark beeinflusstes Gebiet.

Hier und heute rede ich über die gesamtgesellschaftliche Arbeitsteilung und die Geschlechterverhältnisse und damit über einen sehr viel breiteren Rahmen.

Zunächst zum Thema Arbeitsteilung im ökonomischen Denken.

ÖkonomInnen sagen Arbeitsteilung ist gesellschaftlich notwendig und produktivitätssteigernd. Denn es ist sinnvoll, dass Menschen sich auf etwas spezialisieren, dass Menschen das tun was sie können und in einem Tauschverhältnis die Dinge bekommen, die sie selbst nicht produzieren können.

Das Stichwort was hier benutzt wird, ist komparative (Kosten-) Vorteile, also die Idee, dass Leute das

tun sollten indem sie gut sind und in dem sie produktiv sind. Keiner kann alles, wir tauschen.

Dieses Denken über die gesamtgesellschaftliche Arbeitsteilung, bezieht sich auf alle Formen der menschlichen Arbeit, hat also keine spezifische Zu-spitzung auf Erwerbsarbeit.

Die Bedingung, dass solch ein Arbeitsmodell funktioniert ist, dass es zu symmetrischen Austauschbeziehungen kommt. Geld spielt dabei eine sehr wichtige Rolle, denn es vermittelt diesen Tausch.

Das klassische Beispiel für diese Handelstheorie ist: England soll Tuch herstellen – Portugal Wein und nicht umgekehrt. So ist Arbeitsteilung wohlfahrtssteigernd.

Es gibt aber auch einen Zweig in der Ökonomie, der sich auf die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau in den Sphären der Haus- und der Erwerbsarbeit bezieht, der sog. New Home Economics (1960). Die stellt die Frage, wie teilen Männer und Frauen Erwerbsarbeit auf und unterstellt, dass Männer und Frauen rationale Entscheidungen treffen.

Wie sich Frauen und Männer Tätigkeiten aufteilen, basiert somit auf rationalen Entscheidungen, basierend einerseits auf Talenten und Fähigkeiten (Humankapital) und andererseits auf Alternativen. Zum Beispiel, lohnt es sich für mich zu putzen, wenn ich dafür nur zehn Euro pro Stunde spare, ich aber andererseits in meinem Beruf 20 Euro pro Stunde bekomme (Marktlohn versus Reservationslohn)?

In der Realität bedeutet dass: Männer sind spezialisiert auf Erwerbsarbeit und Frauen geben Erwerbsarbeit auf für Haus- und Sorgearbeit.

Ist das jedoch ein fairer und symmetrischer Tausch???

Die TheoretikerInnen sagen, dass ist doch ok so, der Mann bring Geld in den Haushalt und die Frau „erwirtschaftet“ ordentliche Kinder und alle sind glücklich.

Früher, solange es keine Scheidungsmöglichkeit gab, hielt diese symmetrische Arbeitsteilung ein ganzes Leben lang.

Wir wissen, dass diese Theorie falsch ist. Erwerbsarbeit macht unabhängig, denn alle Produkte und Dienstleistungen sind bezahlbar. Wer ein hohes Einkommen hat, braucht keine Hausfrau oder keinen Hausmann mehr.

Je länger eine Frau aus dem Erwerbsleben ausscheidet, desto geringer wird ihr Marktwert, um so weniger wird sie verdienen, wenn sie wieder in das Erwerbsleben einsteigt. Wir wissen diese Arbeitseilung zwischen Männern und Frauen ist nicht symmetrisch und auch nicht fair.

Ich habe dazu ein Zitat gefunden:

„Oft quält sich ein schlecht ausgebildeter Mann im Berufsleben und bringt gerade mal das Allernötigste nach Hause, gleichzeitig unterbricht seine Partnerin ihre Erfolgskarriere und gefährdet sie, um die Hausarbeit zu machen. Dabei wäre die Frau möglicherweise intelligenter und besser ausgebildet als der Mann - und er im Haushalt besser aufgehoben. Es ist nicht nur für die Familie, sondern auch für die Volkswirtschaft insgesamt von Vorteil, wenn klügere Frauen Karriere machen und dümmere Männer zu Hause bleiben.“

Thomas Straubhaar Präsident des Hamburger Weltwirtschaftsinstituts in der FAZ, Rubrik „Erklär mir die Welt“ 14.11.2006 zum Thema Arbeitsteilung

Ja, aber! – Ich würde hier ein „aber“ sagen, denn was für ein Bild von Hausarbeit hat dieser Mann. Also Leute die Hausarbeit machen sind dumm, haben offensichtlich irgendein Problem. Die Volkswirtschaft hat ein Problem, wenn die Dummen die Erwerbsarbeit machen und die Schlaunen Zuhause arbeiten. Ich finde dieses Zitat ist ganz bezeichnend und prägt nicht nur die Volkswirtschaftslehre (VWL) sondern auch unser gesellschaftliches Denken, nämlich, dass Erwerbsarbeit gut ist und Hausarbeit irgendwas anderes nicht wirklich Wichtiges. Diese Denkart hat eine lange Tradition. Die VWLer haben immer nur die Erwerbsarbeit im Blick, wenn sie von Arbeit reden.

Die Definition der überall gelehrten Volkswirtschaftslehre ist:

Die Wohlfahrt der Familie und der Volkswirtschaft ist ausschließlich abhängig von der Erwerbsarbeit.

Arbeit ist nur das was über die Märkte vermittelt wird. Auch Marx hat sich im Wesentlichen nur die Lohnarbeit angekuckt. Und auch Polany und Esping-Andersen reden ausschließlich von „Kommodifizierter Arbeit“, also Arbeit die als Ware auf den Märkten gehandelt wird.

Für diese Lehren ist Haus- und Sorgearbeit ökonomisch nicht relevant. Und das schlägt sich nieder in Entscheidungen, z.B. was wir als ökonomisch relevant im Bruttoinlandsprodukt (BIP) erfassen. Das ist eine Entscheidung, die vor ungefähr 120 Jahren gefällt wurde, um eine Aussage darüber zu treffen, welche Daten eine Gesellschaft erheben muss, um ihren Wohlstand zu messen.

Und das bedeutet, wir wissen in Deutschland alles über Mastschweine, und nichts über die (unentgeltliche) Hausarbeit. Ihren Umfang ihre quantitative und qualitative Bedeutung. Jedes Mastschwein ist genauestens dokumentiert, die Hausarbeit ermitteln wir heute in komplizierten aufwendigen Verfahren nur alle 10 bis 12 Jahre mal. Das heißt, die damalige Entscheidung hat erhebliche Bedeutung was wir heute (nicht) wissen, über das was gesellschaftliche notwendige Arbeit ist.

Das ist eine alte Kritik. Feministische Ökonominnen haben schon immer gesagt: Man muss den Beitrag von Frauen und Männern zur ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklung in beiden Sphären messen. Man muss sagen was passiert in der bezahlten Erwerbsarbeit und was in der unbezahlte Hausarbeit. Der Maßstab dafür sind Geldeinheiten.

Die bezahlte Erwerbsarbeit können wir relativ leicht messen. Die ist gut dokumentiert und unbezahlte Arbeit ist schlecht dokumentiert. Was wir benutzen sind Haushaltsbefragungen. Wir fragen einzelne Menschen repräsentativ, wie sie ihre Zeit verwenden, ganz detailliert in 15 Minuten Schritten. Was davon ist Erwerbsarbeit, was davon Weg zur Arbeit und was ist dann Haus- und Sorgearbeit und was ist Freizeit. Z. B. wenn Sie ein Buch für sich lesen, ist das Freizeit, wenn Sie es mit ihrem Kind lesen, ist das Sorgearbeit. Die Größenordnungen dieser Erhebung für Deutschland sehen sie in der folgenden Tabelle:

Größenordnung

Erwerbsarbeit

56 Milliarden Stunden (2008)
 F: 39% des Erwerbsarbeitsvolumens
 F: 33% der Bruttolohnsumme

Absolut in 2008:

Frauen erhielten 310 Milliarden €
 Männer erhielten 640 Milliarden €

Hausarbeit

96 Milliarden Stunden (2008)
 F: 62% des Volumens
 Bewertung: Haushälterin (7,50 € netto)

Frauen: 417 Milliarden €
 Männer: 276 Milliarden €

Gerechnet mit Durchschnittslohn:

Frauen: 1.375 Milliarden €
 Männer: 837 Milliarden €

Frauen leisten also fast doppelt so viel Hausarbeit wie Erwerbsarbeit. Für die Bewertung der bisher unbezahlten Arbeit kann man den Lohn einer Haushälterin ansetzen (7,50 € in 2008) oder den Durchschnittslohn, denn die Hausarbeit hat so viele unterschiedliche Facetten.

Wenn Sie sich die Zahlen genau anschauen, sehen Sie, die Gesellschaft braucht sehr viel Hausarbeit, ohne Hausarbeit ist Erwerbsarbeit nicht möglich. Und wenn man es quantifiziert, so ist die Hausarbeit der Frauen sehr viel mehr wert, als das was sie in der Erwerbsarbeit erzielen.

Kann man fragen: was „leisten“ Männer und Frauen im Lebensverlauf? Und wie sichert der Sozialstaat Männer und Frauen gegen ökonomische Risiken ab? Kann und darf man das quantifizieren? Darf man Lebensverläufe einen Geldwert geben? Und genau das haben wir gemacht. Und zwar in einer Studie (Gender Accounting) für den ersten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung, gemeinsam mit Prof. Dr. Miriam Beblo und Dr. Julia Schneider. Die Kurzfassung finden Sie im Kapitel 7 des Gleichstellungsberichts und die längere Fassung als discussion paper des Harriet Taylor Mill-Instituts unter: www.harriet-taylor-mill.de/pdfs/discuss/DiscPap15.pdf

Wir haben versucht abzubilden was Frauen und Männer in ihrem Lebensverlauf an geldumgerechneten Leistungen erbracht haben. Solche Berechnungen erforderten folgende Annahmen: Wir legten bestimmte Modelltypen von Lebensverläufe fest, mit Annahmen über den Eintritt von Risiken (Arbeitslosigkeit, Krankheit, Alter) basierend auf Daten über Lebensverläufe und Daten über Sozialtransfers differenziert nach Männern und Frauen, nach Altersgruppen. Erste Beispiele wurden von Tanja Schmidt im 7. Kapitel des Gleichstellungsberichts berechnet und sind in der Tabelle auf der nächsten Seite dargestellt.

Gender Accounting

Bilanz für einen durchschnittlichen männlichen und weiblichen Lebenslauf
(in Werten von 2008, in Euro)

Altersphase		Männlicher Durchschnittsverlauf	Weiblicher Durchschnittsverlauf
18-29 Jahre	bezahlte Arbeit*	117.940	98.274
	unbezahlte Arbeit**	64.869	80.165
	Transferleistungen***	1.116	13.917
Gesamt		183.925	192.356
30-44 Jahre	bezahlte Arbeit	325.365	97.322
	unbezahlte Arbeit	145.731	385.824
	Transferleistungen	26.742	31.446
Gesamt		497.838	514.592
45-64 Jahre	bezahlte Arbeit	358.306	96.525
	unbezahlte Arbeit	171.967	242.198
	Transferleistungen	53.064	43.609
Gesamt		583.337	382.332
18-64 Jahre	bezahlte Arbeit	801.610	292.121
	unbezahlte Arbeit	382.566	708.186
	Transferleistungen	80.922	88.972
Gesamt		1.265.098	1.089.279

* Bezahlte Arbeit: Nettoerwerbseinkommen plus gegebenenfalls Sonderzahlungen

** Unbezahlte Arbeit: Stunden bewertet mit 7,50 Euro/Stunde

*** Transferleistungen: Umfasst ausschließlich Alg I, Alg II, Elterngeld, Kindergeld, eigenständige Renten

Quelle: Schmidt (2010)

Fazit:

In der „Rush Hour“ des Lebens (Allmendinger), ist die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, 2008, sehr stark ausgeprägt.

Das Konzept der volkswirtschaftlichen Definitionen von Produktion und Leistung (bisher BIP), muss alle Bestandteile (bezahlte und unbezahlte Arbeit) sichtbar machen. Diese sind unerlässlich für die Wohlfahrtsproduktion einer Gesellschaft.

Das Konzept der Kommodifizierung aller Erwerbsfähigen ist jedoch problematisch. Was bedeutet das für eine Gesellschaft, wenn alle erwerbstätig sein müssen? Was bedeutet es, wenn wenig Zeit für Haus- und Sorgearbeit bleibt? Gewähren wir den Menschen noch Zeit für Ihre Familien? Wer soll dann welche Arbeit machen und was sind die

sozialen Risiken? Wie sichert man Zeiten der De-Kommodifizierung ab: Alter, Krankheit, zu wenig Jobs im Arbeitsmarkt? Wie erlauben wir Menschen zu essen, wenn sie nicht erwerbstätig sind? Wenn sie de-kommodifiziert sind, wenn sie alt sind, wenn sie für ihre Kinder da sind? Wie großzügig finanziert man das oder nicht?

Wie nimmt man diese dekommodifizierten Leistungen (Sorgearbeit) gesellschaftlich wahr? Schreibt man einfach nur Rentenpunkte gut? Wer soll das regeln? Der Staat oder die Marktwirtschaft?

Wie bestärkt man symmetrische Arrangements in Haushalten und in der Gesamtwirtschaft?



Prof. Christina von Braun
Kulturwissenschaftlerin, Humboldt-Universität,
Berlin

Der Preis des Geldes

Wenn man vom Preis für Leistung spricht, so unterstellt dies, dass Geld ein neutraler Wertmesser, ein objektives Wertaufbewahrungsmittel oder ein von der Gesellschaft unbeeinflusstes Tauschmittel ist. Das sind in der Tat die Funktionen von Geld. Aber Geld selbst ist nicht neutral und war auch nie ein geschlechtsneutrales Instrument des Handels, sondern bestimmte von vorneherein über Werte und ökonomische Entwicklungen. Bevor ich auf die Bedeutung dieser Einsicht für heute eingehe, muss ich zunächst die Geschichte des Geldes skizzieren. Aus ihr ergeben sich viele der Schiefen, die wir heute beobachten. Wenn ich im Folgenden von Geld rede, so meine ich damit nicht die vielen Vorformen von Geld, die es gegeben hat: Realien wie Salz, Getreide oder Vieh, die als Wertmaßstab oder Tauschmittel verwendet wurden. In Krisenzeiten tauchen sie auch heute oft auf: etwa nach dem Zweiten Weltkrieg, als Zigaretten zur Währung wurden.

Das Geld, von dem ich spreche, ist ein Schriftsystem. Schon in Mesopotamien symbolisierten Zählsteine die Köpfe einer Herde oder etwa Ernten. Sie ermöglichten eine Frühform der Buchführung, und tatsächlich gehen Schrifttheoretiker wie Denise

Schmandt-Besserat heute davon aus, dass sich die Schrift zunächst aus der Notwendigkeit entwickelte, über die Tempel- oder Palastwirtschaft Buch zu führen.ⁱ Die Schrift erlaubte es, an die Stelle von Waren, Dienstleistungen, Schuld- oder Eigentumsverhältnissen Symbole zu setzen, die alsbald auch als Geld zirkulierten. Die Nähe von Geld und Schrift erklärt, warum sich auch später beide Systeme parallel zueinander entwickelten: Die ersten Münzen wurden geprägt 150 Jahre, nachdem in Griechenland das Alphabet eingeführt wurde; nach der Erfindung des Buchdrucks konnte das Papiergeld entstehen; und als die Menschen anfangen, sich emails zu schicken, begann auch das Geld als elektronischer Impuls zu zirkulieren. Man kann heute genau sehen, dass dort, wo die intensivste Kommunikation über das Internet stattfindet, auch die größten Geldmengen zirkulieren.

Da Geld im Laufe der Geschichte seine reine Zeichenhaftigkeit immer mehr offenbart hat, stellte sich auch immer nachdrücklicher die Frage nach seiner Deckung oder Beglaubigung. Das gilt insbesondere seit der endgültigen Ablösung vom Goldstandard, der letzten, wenn auch symbolischen, Anbindung an ‚Realitäten‘. Heute findet nur noch ein Bruchteil des zirkulierenden Kapitals in materiellen Werten oder der ‚Realwirtschaft‘ seine Entsprechung. Der moderne Finanzmarkt behauptet zwar, dass das Geld keiner Deckung bedarf. Aber vieles deutet doch daraufhin, dass gerade das nur noch als elektronischer Impuls zirkulierende Geld nach einer Beglaubigung verlangt – und da zeigt es sich, dass der menschliche Körper diese Funktion zu erfüllen hat: Er ist zum neuen ‚Goldstandard‘ geworden. Damit meine ich nicht die Monetarisierung des Körpers, um die es im Versicherungswesen geht. Anhand von etwa 1.500 gerichtlichen Schmerzensgeldentscheidungen (es ging um den Verlust oder die Beschädigung von Körperteilen) haben drei österreichische WissenschaftlerInnen errechnet, dass sich der Wert des menschlichen Körpers in Deutschland und Österreich auf ca. 1,7 Mio Euro beläuft.ⁱⁱ Ein Durchschnittswert, versteht sich: Frauen erhalten fast immer signifikant weniger Schmerzensgeld als Männer.ⁱⁱⁱ Noch meine ich die Körperteilversicherungen: Bruce Springsteens Stimme ist mit 4 Millionen Euro versichert, Claudia Schiffers Gesicht mit 3,7 Mio, während für David Beckhams Beine 52,9 Millionen Euro ange-

setzt sind.^{iv} Worauf ich hinaus möchte, ist etwas anderes: Es geht darum, dass der gewissermaßen – in Anlehnung an den lender of last resort – die ‚letzte Deckung‘ des Geldes darstellt. Wie es dazu kommen konnte, zeigt erst ein Blick in die Geschichte des Geldes.

Drei Formen der Gelddeckung

Grob gesagt entwickelten sich drei Formen der Gelddeckung. Die erste bezieht sich auf Realien wie Getreide oder Vieh. Das lateinische Wort für Geld, pecunia, kommt von pecus, Vieh – es ist in unserem Begriff des ‚Pekuniären‘ enthalten. Auch unser Wort ‚Kapital‘ (von lat. ‚caput‘, Kopf) bezeichnet ursprünglich die Köpfe einer Herde; die Jungen sind die ‚Zinsen‘ dieses ‚Vermögens‘. Aus diesem Wortursprung leitet sich wiederum der amerikanische Begriff ‚cattle‘ ab. Das hebräische Wort ‚shekel‘ kommt ursprünglich aus dem Akkadischen und heißt ‚wiegen‘. In all diesen Begriffen sind die materiellen Ursprünge der Gelddeckung enthalten. Allerdings waren die Realien, für die die Zeichen standen, oft vergänglich – Gerste zum Beispiel erhielt nur ein Jahr lang seinen Wert, bis zur nächsten Ernte. Sie waren deshalb als Deckung nur begrenzt tauglich. Das galt am wenigsten für den unvergänglichen Grund und Boden, der bis Anfang des 20. Jahrhunderts als „das Pfand höchster Sicherheit und damit höchster Liquiditätsprämie“ galt.^v Aber sogar das erwies sich als Täuschung. Grund und Boden lassen sich – etwa durch Bewässerung oder Entwässerung – vermehren. Ebenso können sie auch verschwinden, wie es derzeit durch die Erderwärmung und den Anstieg des Meeresspiegels geschieht. Oder das Land wird durch Menschen gemachte Katastrophen unbewohnbar – etwa in Tschernobyl und Fukushima. Über Jahrhunderte haben die Niederlande immer wieder erfahren müssen, dass ihr Grund und Boden, der zu einem Drittel unterhalb des Meeresspiegels liegt, keineswegs ein sicheres Pfand ist. Dies scheint einer der Gründe zu sein, warum ausgerechnet in den Niederlanden schon früh der Handel mit virtuellen Waren florierte, wie die Entstehung der ersten Börse in Amsterdam oder die Tulpenspekulation von 1635 zeigen. Ging es bei dieser Spekulation zunächst um reale Tulpenzwiebeln, so wurden diese bald nur noch auf der Basis von Katalogbildern gehandelt: Zettel mit Eigentumsüberschreibungen wanderten

von Hand zu Hand, und Händler verkauften Tulpen, „die sie gar nicht liefern konnten, und zwar an Käufer, die über kein Bargeld verfügten, sie zu bezahlen, geschweige denn die Absicht hatten, sie jemals einzupflanzen.“^{vi}

Doch der Hauptgrund, warum heute nicht einmal Grund und Boden eine geeignete Deckung fürs Geld bieten, hängt damit zusammen, dass sie im 18. Jahrhundert, parallel zum Aufkommen des Papiergeldes, zur Ware wurden. In ganz Europa hatte die Kommerzialisierung von Grund und Boden umwälzende Folgen, die der Anthropologe Karl Polanyi in seinem Buch *The Great Transformation* über die Geschichte der Industrialisierung beschrieben hat: Traditionell waren Grund und Boden, so schreibt er, immer verbunden mit „Verwandtschaft, Nachbarschaft, Handwerk und Glauben, mit Stamm und Tempel, Dorf, Gilde und Kirche.“ Dieses Stück Natur „herauszunehmen und einen Markt daraus zu machen, war das vielleicht absurdeste Unterfangen unserer Vorfahren.“^{vii} Andererseits – das muss man auch sagen – führte die Kommerzialisierung von Grund und Boden aber auch zum Ende der Feudalgesellschaft mit ihren kaum zu durchbrechenden sozialen Schranken: Geld hatte schon in der Antike Menschen dazu verholfen, sich aus der Leibeigenschaft zu befreien, und die Entstehung des Papiergeldes ermöglichte auch im 18. Jahrhundert den Aufstieg neuer sozialer Klassen und die Entwicklung einer neuen – vom Gedanken des allgemeinen Wahlrechts geprägten – Gesellschaft. Die Auswirkungen zeigten sich besonders deutlich in der Entstehung der Vereinigten Staaten und der Französischen Revolution.

Die ersten Noten entstanden in Nordamerika und sollten dem Land die Unabhängigkeit vom englischen Mutterland bringen. Diese Noten waren durch Tabak gedeckt – auch in Staaten wie New Jersey, wo gar kein Tabak angepflanzt wurde. In Europa gab die französische Krone 1720 auf Anraten des Schotten John Law ein Papiergeld heraus, das angeblich durch Land in den französischen Kolonien Amerikas und reiche Bodenschätze gedeckt war. Als erste Zweifel an der Existenz dieser Bodenschätze aufkamen, brach die Währung innerhalb von wenigen Wochen in sich zusammen, große Vermögen lösten sich in Nichts auf. Die französische Staatskasse freilich war saniert. Das Experiment wurde wiederholt mit den

Assignaten der Französischen Revolution. Als die Revolutionäre Kriegsmittel brauchten, um sich gegen Feinde der Revolution zur Wehr zu setzen, gaben sie Papiere aus, die gedeckt waren durch den Grund und Boden, der von der Kirche konfisziert worden war: immerhin ein Fünftel des gesamten Territoriums Frankreichs. Leider wurden aber mehr Papiere ausgegeben als es Land gab; zudem schleusten nach England geflohene Aristokraten gefälschte Assignaten ins Land: Die Papiere verloren ihren Wert, und Frankreich musste schließlich den ‚Bodenstandard‘ verlassen. Da war eine neue soziale Schicht – das Bürgertum – aber schon fest im Sattel. Seine Revolution „war finanziert worden, und zwar mit Hilfe der Assignaten. Sie verdienen es mindestens ebenso wie die Guillotine, im Gedächtnis der Menschen fortzuleben.“^{viii} John Galbraiths Vergleich von Assignaten und Guillotine kommt ein wenig überraschend. Aber tatsächlich erhielten die Assignaten ab 1790 Zwangskurs, und „Anfang 1793 wurde mit sechsjähriger, später mit zwanzigjähriger Haftstrafe bedroht, wer Papiergeld nicht so wie Gold und Silber in Zahlung nahm. Als das immer noch nichts half, verschärfte man die Strafe im September 1793 abermals: auf dieses ‚Delikt‘ stand nun Tod und Vermögenskonfiskation.“^{ix} Schon die Frage danach, in welcher Währung ein Käufer bezahlen wollte, war strafbar. Kurz: Grund und Boden bieten keine geeignete Deckung fürs Geld. Denn eine Ware, die immer Preisschwankungen ausgesetzt ist, kann nicht das Geld decken, mit dem sie gekauft wird. Allerdings, so die amerikanischen Ökonomen Reinhart und Rogoff, sind Immobilienkrisen inzwischen zu den zuverlässigsten Indikatoren für kommende Finanzkrisen geworden.

Eine andere Art von Gelddeckung, Edelmetalle, hielt sich lange, wahrscheinlich weil sie selber symbolischer Art ist. Man kann Gold oder Silber wiegen oder auf ihren Feingehalt prüfen, aber ihr Wert ist und war immer schon fiktiv. In Babylon wurde er nach sakralen Gesichtspunkten festgelegt: Während der ganzen Antike und noch weit bis in Mittelalter und Neuzeit hinein betrug das Wechselverhältnis von Gold und Silber 1:13⅓. „Wir Modernen würden, um dies Verhältnis zu erklären, ohne Bedenken von Angebot und Nachfrage reden, damit aber völlig in die Irre gehen. Das Wertverhältnis stammt vielmehr (...) aus dem Verhältnis der Umlaufzeiten der betref-

fenden Gestirne zueinander.“ Gold war ein Symbol der Sonne, das Silber ein Symbol des Mondes, „nur aus diesem Grunde steht Gold: Silber wie 1:13⅓.“^x Das war möglich, weil die babylonischen Priester „die Funktionen des Astronomen, des Astrologen, der obersten Eichungsbehörde, des Finanzministeriums, des Banquiers, des Kaufmanns, des Notars usw. in sich vereinigten.“^{xi} Dass die astrologische Festlegung nicht hätte sein müssen, erkennt man daran, dass das Verhältnis von Gold und Silber in China und Japan pragmatisch, aber nicht minder willkürlich mit 1:10 festgelegt wurde. Das babylonische Rechenverhältnis für die Edelmetalle hielt sich über Jahrhunderte, und interessanterweise entspricht es dem Verhältnis von Eigenkapital und Kreditvolumen, wie es beim Abkommen von Basel I festgelegt wurde, Basel II hat ein Wechselverhältnis von 1:40 bestimmt – das war der Beginn der Deregulierung. Seit der Finanzkrise von 2008/2009 ist wieder von 8,75 Prozent Eigenkapital die Rede, was ziemlich genau dem Wechselverhältnis von Gold und Silber entspricht, das die babylonischen Priester vom Himmel geholt hatten. Eines von vielen Beispielen für die Langzeiterinnerung, die in der Geschichte des Geldes zu finden ist.

Gelddeckung durch die Autorität

Die zweite Form der Gelddeckung besteht in der Autorisierung. Einer Münze wird das Symbol einer Stadt, eines Herrschers oder einer Gottheit auf geprägt, die das Geld beglaubigt. Unglücklicherweise haben die Herrscher diese Macht aber immer wieder dazu verwendet, ihre Gewinne daraus zu ziehen. Das begann schon in der Antike und zog sich durch die gesamte Geschichte. Allein im Jahr 1303 entwertete Frankreich den Silbergehalt seiner Münzen um mehr als 50 Prozent. „Gelegentlich überstieg das Staatseinkommen Frankreichs durch Währungsm Manipulationen das aller anderen Einnahmequellen.“^{xii} Ähnlich erging es anderen europäischen Ländern. „Unter Ökonomen war Heinrich VIII von England für seine Beschneidung der Reichsmünzen mindestens ebenso bekannt wie für die Enthauptung seiner Königinnen.“^{xiii} In der Zeit der Herrschaft Heinrichs VIII und der seines Nachfolgers verlor das Englische Pfund 83 Prozent seines Silbergehaltes.^{xiv} Mit der Beglaubigung durch den Souverän ist es also auch nicht weit her – und mit diesem Problem setzten

sich alle Geldtheorien der letzten 800 Jahre auseinander: von Nicolas von Oresme, der im 14. Jahrhundert das Geld den ‚Falschmünzerkönigen‘ entziehen wollte, bis zu Friedrich von Hayek, der 1977 in seinem Buch Die Entnationalisierung des Geldes für eine generelle Abschaffung nationaler Währungen plädierte: „Wenn man die Geschichte des Geldes studiert, kann man nicht umhin, sich darüber zu wundern, dass die Menschen den Regierungen so lange Zeit eine Macht anvertraut haben, die sie über 2000 Jahre hinweg in der Regel dazu gebraucht haben, sie auszunützen und zu betrügen.“^{xv}

Die sakrale Gelddeckung

Die dritte Form der Gelddeckung kommt aus dem sakralen Opferdienst im Tempel. Das deutsche Wort ‚Gelt‘ heißt eigentlich Götteropfer. ‚Gelten‘ heißt soviel wie zurückzahlen, zahlen, kosten, wert sein, vergelten, entschädigen, aber auch zerschneiden. Geld ist „die der Gottheit zu entrichtende Abgabe“.^{xvi} Vom Begriff des ‚Geldes‘ leitet sich die ‚Gilde‘ (oder Zunft) ab, die zunächst ‚Opfergemeinschaft‘ bedeutete.^{xvii} Die erste Münze Griechenlands hießen ‚obolós‘: Das bedeutet Bratenspieß und verwies auf das Instrument, mit dem die Mitglieder der Gemeinschaft am Opfermahl teilnahmen. Vom Wort ‚obolós‘ leitet sich unser ‚Obolus‘ in der Kirche ab. Diese kleinen Bratenspieße wurden zu einer Währung eigener Art: Die Spieße hatten keinen materiellen, nur symbolischen Wert, der aus dem Tauschgeschäft mit den Göttern stammt: Man bringt der Gottheit ein Opfer dar, damit sie gnädig gestimmt ist. Von der Opferhandlung blieb schließlich nur das Werkzeug, der ‚obolós‘, übrig. So sollte dann auch die erste Münze Griechenlands heißen.

Das Opferwerkzeug symbolisierte und ersetzte das eigentlich Opfer, und als solches gehörte es der Gottheit. Diese sakralen Eigentumsverhältnisse verliehen der Währung ihre ‚Deckung‘; und sie erklären, warum das Fälschen von Münzen als Frevel galt und mit der Todesstrafe geahndet wurde. Dieses ‚Geld‘ verließ den Tempel und ging in den profanen Handel über, wo die Spieße durch Münzen ersetzt wurden, auf denen das Abbild von Opfertieren – Stierhörner – oder von Opferwerkzeugen geprägt wurde. Das reale Opfer wurde also durch ein Zeichen für das Opfer ersetzt – und dieser Bezug zur reinen Zei-

chenhaftigkeit wird von nun an immer mehr über die Entwicklung des Geldes bestimmen, das einen immer höheren Abstraktionsprozess durchlief: Nach den Münzen kamen Wechsel, Schecks, Aktien und Papiergeld, und heute ist Geld nur noch ein elektronischer Impuls.

Das der Gottheit dargebrachte Opfer sollte diese dazu bewegen, den Feldern und der Viehzucht ihren Segen zu verleihen – also Fruchtbarkeit über das Land zu bringen. Eben diese Vorstellung ging auch auf die Geldwirtschaft über. In den Tempeln von Fruchtbarkeitsgöttinnen wie Artemis oder Hera, wo die Opferrituale stattfanden, befanden sich später die ersten Münzstätten Griechenlands. Die ältesten bekannten Münzen wurden in Ephesos, dem Heiligtum der Diana oder Artemis, gefunden. Das Opfer wurde so zur Voraussetzung für die Fruchtbarkeit nicht nur der Felder, sondern auch des Geldes. Der Übergang dieser sakralen Fruchtbarkeitsrituale auf das Geld erklärt, warum das Vokabular der Finanzwirtschaft noch heute einerseits so theologisch klingt – mit seiner Nähe von Schuld und Schulden, Credo und Kredit –, andererseits in den Börsenberichten aber auch so viele biologistische Begriffe wie Zyklus, Blüte, Wachstum und Kreislauf verwendet werden. Wir befinden uns letztlich noch immer im Opfer- und Fruchtbarkeitsdiskurs der Antike. An diese Tradition schließt auch die Deutsche Bank an, wenn sie ihre Anlageberater als Gärtnerinnen darstellt, „die sich um die zarten Pflanzen in Ihren Depots kümmern“.

Je mehr die ersten beiden Formen von Gelddeckung – Realien und Autorität – ihre Glaubwürdigkeit einbüßten, desto wichtiger wurde die dritte, die theologisch begründete aus dem Opfer. Weil die theologische Beglaubigung des Geldes am nachhaltigsten erschien, sollten die Bankhäuser und Börsen Europas ihre Architektur den Tempeln Griechenlands nachbilden. Dieser sakrale Anschein erlaubte es der Bank of England als erstes Bankhaus überhaupt auf jede Form von Konvertibilität ihrer Noten zu verzichten. Je abstrakter das Geld wurde, je prekärer seine Deckung, desto nachdrücklicher verlangte die Geldwirtschaft nach der theologischen Beglaubigung und das Vertrauen in Gott. Bekanntlich steht auf den Dollarnoten: ‚In God we trust‘.

Um zu begreifen, was dies mit den Geschlechtern zu tun hat, muss man sich die Funktion des Opfers genauer anschauen. Sie leitet sich ab von der Tradition der zeremoniellen Gabe, die das soziale Band traditioneller Gesellschaften knüpft. Die Gabe, für die ich eine Gegengabe zu entrichten habe, sichert den Zusammenhalt einer Gemeinschaft. Das größte Opfer, das eine Gemeinschaft zu bieten hatte, war der weibliche Körper, Garant des Fortbestehens der Gemeinschaft. Diese Gabe, die eine Gesellschaft (oder eine Familie) der anderen gibt, ist ein Pfand dafür, ihrerseits eine Frau zurückzuerhalten. Zugleich garantiert diese Gabe, dass ein soziales Band entsteht, das die Gefahr von Konflikten zwischen den Gemeinschaften ausschließt. Ähnlich beim Opfer, wo es darum geht, „etwas von sich selbst als Pfand abzutreten, etwas, was mit dem Körper oder den Gütern des Opfernden oder der Gruppe, die die Opfergabe darbringt, assimiliert wird“. ^{xviii} Der Opferritus greift das Prinzip von Gabe und Gegengabe auf – nun jedoch in vertikaler Form, im Tausch mit der Gottheit. Das Opfer hat aber nur einen Wert, wenn es etwas von mir selbst ist. Anders lässt sich die Gottheit nicht in die Pflicht nehmen. Das heißt, wenn im Tempel ein Tier geopfert wurde, so war damit eigentlich der Mensch gemeint. Darauf verwiesen die Opferrituale selbst. „In Ägypten stellte das Siegel, mit welchem die Opfertiere bezeichnet wurden [d.h. zur Opferung freigegeben wurde, weil sie als rein galten] einen knieenden Mann dar, der mit auf den Rücken gebundenen Händen an einen Pfahl befestigt ist, und dem das Messer an der Kehle sitzt“. Der Stier ist also Stellvertreter des Menschen und der Siegel stellt die Verbindung her zwischen dem Original- und dem Ersatzopfer.“ ^{xix} Auch dieser Gedanke geht aufs Geld über: Erst aus der ursprünglichen Idee, dass das Geld nicht nur ein Substitut für das Tieropfer ist, sondern letztlich selbst auf einem symbolischen Menschenopfer beruht, begreift man, warum dem reinen Zeichen bis heute soviel Glauben geschenkt wird: Die letzte Instanz, die dem Geld seine Glaubwürdigkeit verleiht, ist das Menschenleben. Dass unser Glaube ans Geld bis heute auf dem Gedanken beruht, dass das Geld durch ein Opfer gedeckt werden muss, zeigen die modernen Geldzeichen: Die beiden Striche im Dollar (\$), dem englischen Pfund (£) und neuerdings auch dem Euro (€) sind Relikte der Stierhörner. ^{xx} Eines von vielen Beispielen für die lange – oft unbewusste – Erinnerungskette, die

wir im Geld finden. Interessanterweise wurden die beiden Striche auch von Yen und Yuan übernommen (¥), obgleich die chinesische und japanische Geldwirtschaft einen ganz anderen Entwicklungshintergrund hat. Man kann daran erkennen, dass die in Griechenland entstandene Form der Gelddeckung auch auf andere Kulturen übergriffen hat.

Die geschlechtliche Codierung des Opfers

Dass das Geld zur seiner ‚Deckung‘ eines symbolischen Menschenopfers bedarf, zeigen besonders deutlich zwei Opferzusammenhänge, von denen sich der eine auf die weibliche, das andere auf die männliche Sexualität bezieht. Der ‚weibliche‘ Opferzusammenhang stammt aus den ersten Gesellschaften, die Landwirtschaft betrieben, Tiere gezüchtet und anders als die Jäger und Sammler in die Natur eingegriffen haben. Es waren überhaupt die ersten Gesellschaften, die Opferkulte kannten. Jäger und Sammler erfahren sich als Teil von Flora und Fauna; sie haben ein Anrecht, sich ebenso von deren Fruchtbarkeit zu ernähren wie jedes Tier und jede Pflanze – auch wenn sie dafür ein anderes Lebewesen töten mussten. Die Agrargesellschaften dagegen griffen in die Natur ein, sie machten sich der Schöpfung gegenüber schuldig (ein Prinzip, das wir bis in die moderne ökologische Ökonomie hinein verfolgen können). Um ihre Schuld gegenüber der Gottheit, Schöpfer der Natur, zu sühnen, brachten ihnen die Menschen die erste Ernte oder das erstgeborene Lamm der Herde dar. (Schon hier konstituierte sich der Zusammenhang von Schuld und Schulden.) Das drückte sich einerseits in frühem Messer- oder Spatengeld aus. Es zeigte sich andererseits aber auch am Muschelgeld, das für das Opfer stand. Wie bei der Gabe, war das höchste Opfer, das eine Gemeinschaft geben konnte, der weibliche Körper. Das ‚Opfer‘ wurde nicht in Form eines Tötungsakts erbracht, sondern durch die Domestizierung der weiblichen Sexualität: Wie die Fruchtbarkeit der Natur wurde sie dem Reglement der Gesellschaft unterworfen. Das konnte durch das Regelwerk geschehen, das der Frau in der Ehe die Mündigkeit absprach, oder etwa auch durch die abgebundenen Füße der Chinesinnen. Das Muschelgeld stand für diese Domestizierung. In einigen Regionen der Welt war es noch bis ins 20. Jahrhundert gebräuchlich.

Warum Muscheln? Weil Kaurimuscheln den weiblichen Genitalien auffallend ähnlich sehen. Bis heute verweisen viele ökonomische Begriffe in der chinesischen Sprache auf das Muschelgeld, und es taucht auch immer noch als Banksymbol auf. Dass der Ursprung dieses Opferkults bis heute weiterwirkt, haben drei US-Wissenschaftler kürzlich nachgewiesen: Sie zeigten, dass die Gesellschaften, in denen Frauen besonders wenig Eigenständigkeit zugestanden wird, identisch sind mit den Kulturräumen, in denen der Pflug zuerst zum Einsatz kam. Sie führen das auf die Kraft zurück, die für die Bewirtschaftung mit dem Pflug notwendig ist: Dadurch sei die Landwirtschaft zur ‚Männerarbeit‘ und den Frauen als Herrschaftsbereich entzogen worden.^{xxi} Diese Erklärung übersieht jedoch die symbolische Bedeutung des Zusammenhangs von Pflug und Frauenrechten, die sich aus der Logik einer ‚Schuld‘ gegenüber der Schöpfung anbietet. Mit der Erfindung des Pfluges griff die Landwirtschaft tiefer in die Natur ein, als dies bei traditionellen Werkzeugen der Fall ist. Deshalb musste der ‚Preis‘, den der weibliche Körper dafür zu zahlen hatte, auch höher sein: in Form domestizierter Weiblichkeit. Auch dies ein Beispiel für die Langzeiterinnerung, die wir im Geld finden.

Das Opfer, das sich auf die männliche Sexualität bezieht, ist unserem Geld historisch schon viel näher. Auch hier geht es um eine durch das Opfer gesicherte Fruchtbarkeit. Das höchste Opfertier, der Stier, stand für Männlichkeit und wurde in Opferritualen Fruchtbarkeitsgöttinnen wie Artemis dargebracht. Man hat sich lange gefragt, was die Kugeln auf dem Brustpanzer der Artemis darstellen. Man hielt sie für Fruchtbarkeitssymbole: Brüste, Eier, Früchte o.ä. Es sind Fruchtbarkeitssymbole, aber nicht weibliche. Vielmehr handelt es sich um die Hoden der Stiere, die Artemis geopfert wurden. Es war Opferhandlung (der Mensch gibt vom Wertvollsten, was er besitzt) und Fruchtbarkeitsritual zugleich. Durch dieses Opfer sollte die jungfräulich gebärende Muttergottheit dazu gebracht werden, ihre Fruchtbarkeit zu entfalten. Bei diesem Opfer geht es also um die Domestizierung der männlichen Sexualität. Im Englischen war das ursprüngliche Wort für Kastration: ‚to geld‘. Es ist verwandt mit unserem Wort ‚Geld‘ ebenso wie mit der Gilde als Opfergemeinschaft. Erst vor diesem Hintergrund versteht man, warum die männliche Askese immer wieder als Voraussetzung dafür

beschrieben wird, dass das Geld ‚fruchtbar‘ werden kann.

Der Vorgang, um den es hier geht, spiegelt sich in der Geschichte des Alphabets wider – ein weiteres Indiz für die Nähe von Schrift und Geld. Alle Zeichen des Alphabets sind ursprünglich Hieroglyphen, sakrale Symbole. Das Wort ‚Alpha‘ – der erste und wichtigste Buchstabe unseres Alphabets – leitet sich ab vom semitischen eleph (Stier, Ochse). Der Buchstabe A oder ‚Alpha‘ stand einerseits für den Stier, der männliche Fruchtbarkeit inkarniert, andererseits aber auch für das Haupt bzw. die Krone (oft dargestellt als Hörner), also für geistige Kräfte, sowie für alle Bedeutungen, die mit dem Begriff ‚vorwärts‘- oder ‚aufwärts‘-strebend zusammenhängen. Die Gestalt des Alpha durchlief viele Phasen, die von einem klar erkennbaren Stierkopf ausgingen, bei dem die Schrägstriche nach oben auseinander liefen und die Hörner des Stieres darstellten. Im Laufe seiner Geschichte (die sich über zweitausend Jahre hinzog) stellte sich das Zeichen quer, dabei u. a. die Bedeutung des Pfluges assimilierend, um schließlich auf dem Kopf stehend durch einen Querstrich ergänzt zu werden. Der Querstrich verweist auf das Joch und damit auf den kastrierten Stier, den Ochsen. Erst als solcher konnte das männliche Rind für die Landwirtschaft eingesetzt werden. „Auf den frühen ägyptischen Darstellungen sind Kühe, nicht Ochsen vor dem Pflug zu sehen. Die Bezähmung des Ochsen ist die große Errungenschaft der sich entwickelnden Agrarzivilisation und stellt, wie die Erfindung des Alphabets, einen Meilenstein im Fortschritt des Menschen dar. Die beiden Ereignisse scheinen sich zeitgleich vollzogen zu haben: wahrscheinlich Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrtausends.“^{xxii} Zugleich nahm das Zeichen aber auch menschenähnliche Gestalt an: Zuletzt wiesen die beiden Striche des A, die ursprünglich die Stierhörner markierten, nach unten und markierten die Beine des Menschen. Kallir: „Erst als der Buchstabe beginnt, Mensch (bzw. Mann) zu symbolisieren, erscheint er von vorne und stehend.“ Dieser Vorgang „fällt zusammen mit dem Übergang von einem theriomorphen zu einem anthropomorphen Weltkonzept (...). Der Übergang vom aleph, dem Stier, zum alpha, Abbild des Menschenwesens, typisiert dieses Ereignis.“^{xxiii} Das Alpha symbolisiert nun den über die Natur herrschenden Menschen, bzw. Mann.

Was sich hier abspielt, ist noch immer im Stierkampf erhalten. Die Stierkämpfe fanden und finden bis heute zumeist im Zeichen der christlichen Muttergottes statt, die die Erbschaft der jungfräulich gebärenden Gottheiten der Antike angetreten hat. Beim Kampf betritt der Stier die Arena als Repräsentationsfigur von männlicher physischer Potenz; dagegen nimmt sich der Torero geradezu fragil aus, was noch durch seine feminine Kleidung betont wird. Er symbolisiert geistige Potenz, die sexuelle Potenz besiegen muss. Nichts anderes besagt das Bild des Stiers an der Börse: Erst wenn männliche sexuelle Potenz domestiziert und durch ‚geistige Potenz‘ ersetzt ist, kann sich das Geld vermehren.

Diese Vorstellung findet man schon auf antiken Vasenmalereien, auf denen der Geldsack die Form eines Hodensacks annimmt. Hier repräsentiert ein Geldbeutel, der die Gestalt eines Hodensacks hat, die Macht, die der männliche freie Bürger über die Ehefrau, die Hetäre oder den Schüler ausübt. Mit anderen Worten: Schon in Griechenland wird das Geld zum männlichen Samen geworden, und es befindet sich in einem ‚Beutel‘, der ein neues Konzept männlicher Zeugungskraft impliziert. Die im Geldbeutel erfassten Münzen symbolisierten sowohl sexuelle Leistungsfähigkeit (die Hetäre), als auch Fortpflanzungsfähigkeit (die Ehefrau); und sie indizierten die Fähigkeit, ‚geistige Söhne‘ zu zeugen. Das in Griechenland erfundene Geld wird auch das erste sein, auf das es Zinsen, also ‚Sprösslinge‘ gibt.

Erst vor dem Hintergrund dieser Verwandlung von männlicher sexueller Potenz in geistige Potenz versteht man, warum in den höheren Banketagen fast vatikanische Verhältnisse herrschen: Während sich die Wissenschaft und sogar ein Teil der Religionsgemeinschaften mittlerweile für Frauen in geistigen und geistlichen Ämtern geöffnet haben, ist der Frauenanteil in den Vorständen der 100 größten Banken und 58 größten Versicherungsunternehmen Deutschlands mit 1,9 beziehungsweise 2,4 Prozent verschwindend gering (und dies, obwohl die meisten Beschäftigten im Finanzsektor Frauen sind).^{xxiv} Die Bedeutung des männlichen Askese-Ideals für die Geschichte des Geldes bildet übrigens keinen Widerspruch zu den ‚Lustreisen‘ mancher Versicherungen, zur Käuflichkeit von Betriebsräten oder der sexuellen Unersättlichkeit eines IWF-Chefs: In jedem

dieser Fälle geht es um bezahlte Sexualität. Es ist also letztlich das Geld, das Sex hat.

Christliche Religion und Geld

Nun stellen sich abschließend zwei Fragen. Erstens: wie konnte sich diese Symbolik so lange halten? Zweitens: Wie zeigen sich heute die Auswirkungen der Geldgeschichte auf Ökonomie und Arbeitswelt? Es ist der christlichen Religion zu verdanken, dass das Geld den Rückbezug zum sakralen Ursprung solange bewahrt hat. Sowohl die Opfer- als auch die Inkarnationslehren machten das Christentum zum idealen kulturellen Nährboden für die weitere Entwicklung der Geldwirtschaft.^{xxv} Schon ab Konstantin dem Großen diente der als männliches Opfer codierte Leidensweg Christi der Beglaubigung von Münzen. Das Kreuz wurde Münzen aufgeprägt. Im Symbol des Kreuzes bilden, wie beim Geld, Opfer und Fruchtbarkeit eine Einheit. Das so genannte ‚Kreuzesparadox‘ besagt, dass das Kreuz Opfer und Auferstehung, Tod und Leben symbolisiert. Erst als das Kreuz diese doppelte Bedeutung angenommen hatte, wurde es von den Christen als Symbol des Glaubens akzeptiert.

Die Symbolik des Kreuzes entspricht den beiden Seiten des Geldes: Opfer auf der einen, Leben und Vermehrung auf der anderen Seite. Als sich im 13. Jahrhundert zum ersten Mal seit der Antike die Geldwirtschaft wieder durchsetzte, Handel und städtisches Leben eine neue Blüte erfuhren, nahm die Hostie die Form der Münze an. Und wie bei der Transsubstantiationslehre, bei der sich Hostie und Wein in Fleisch und Blut verwandeln, gewann auch das Geld im Prozess seiner Verwandlung in ein reines Zeichen Macht über das Leben der Menschen. Auch historisch entwickelte sich eine enge Beziehung von Geld und christlichem Glauben. Das zeigt vor allem der Reliquienhandel, der schon im Frühchristentum zu einem der wichtigsten Märkte wurde; es wurde offenbar in den ‚Messen‘, die den Gottesdienst mit dem Handel verbanden, und es zeigte sich an der Erfindung des Fegefeuers, das eine neue Form von Umgang mit der Schuld ermöglichte: Nach entsprechender Sühne konnte der Sünder doch noch ins Paradies gelangen. Das Fegefeuer brachte wiederum den Ablasshandel hervor: Die Zeit, die der einzelne im Fegefeuer zu verbringen hatte, um seine Schuld abzutragen, ließ sich durch Spenden an die

Kirche verkürzen. Kein Wunder, dass das Fegefeuer ab dem 14. Jahrhundert „die Testamente beinahe invasionsartig“ durchdrang.^{xxvi} Der Ablasshandel trug wiederum zur Entstehung der Reformation bei und hatte den von Max Weber beschriebenen ‚Geist des Kapitalismus aus der protestantischen Ethik‘ zur Folge. Kurz, nicht durch Zufall entwickelte sich die moderne Geldwirtschaft wie auch der Kapitalismus im christlichen Kulturraum.

Moderne Logik

Die Aktualität dieses Paradigmas zeigt sich an vielen Beispielen beantworten. Einige habe ich schon angedeutet. Man kann die Opferlogik des Geldes am Beispiel von den sechs Millionen Menschen festmachen, die bei der letzten Finanzkrise alleine in den USA Arbeit und Behausung verloren haben: Sie mussten dran glauben, damit wir alle wieder ans Geld glauben können. Oder an der Tatsache, dass die US-Armee 2009 zum ersten Mal seit 35 Jahren ihr Rekrutierungssoll erfüllen konnte, obwohl es ganz klar ist, dass diese Soldaten in Kriegsgebiete geschickt werden.^{xxvii} Man kann sie auch an den erhöhten Preisen für Grundnahrungsmittel zeigen, die durch die Spekulation entstehen und heute dazu führen, dass viermal soviel Geld in Mais investiert wird wie es überhaupt Mais gibt. Dadurch ist dieses Grundnahrungsmittel für viele Menschen unerschwinglich geworden. Ein weiteres Beispiel sind Fonds, die Wall Street 2009 – ein Jahr nach der Lehman-Pleite – entwickelte. Sie basieren auf Lebensversicherungen, die, (wie die Immobilienfonds, die dem Crash von 2008 vorausgingen) in ‚Pakete‘ zusammengefasst sind. In diesen Fonds lagern die Lebensversicherungen von älteren Menschen und Kranken mit geringer Lebenserwartung. Einen Markt für den Weiterverkauf von Lebensversicherungen gab es schon vorher. Goldman Sachs hat einen handelbaren Index geschaffen, in dem, „Investoren darauf setzen können, ob Menschen länger als erwartet leben oder früher als geplant sterben.“^{xxviii} In den neuen Fonds soll der Investor durch Diversifikation vor der Gefahr geschützt werden, die beim Kauf einzelner Lebensversicherungen entstehen. „Das ist kein hypothetisches Risiko. Genau das passierte in den 1980ern, als neue Behandlungen plötzlich das Leben von HIV Patienten verlängerten. Investoren, die ihre Policen in der Erwartung gekauft hatten,

dass die meisten Opfer innerhalb von zwei Jahren sterben würden, verloren am Ende Geld.“^{xxix} So die New York Times, die auf der ersten Seite über diese neuen Anlagen berichtete. Wall Street wolle mit den neuen Fonds das Modell der ‚subprime mortgage securities‘ wiederholen. Es beruht auf dem Gedanken, dass der Immobilienmarkt nur in einem Gebiet, nie aber landesweit zusammenbrechen könne. Dementsprechend besteht „der ideale ‚bond‘ (oder Fonds) aus Lebensversicherungen mit einem breiten Spektrum von Krankheiten – Leukämie, Lungenkrebs, Brustkrebs, Diabetes, Alzheimer. Denn wenn zu viele Menschen mit Leukämie im Portfolio sind und eine Kur gefunden wird, würde der Bond abstürzen.“^{xxx} Im Industriekapitalismus – und das hat Marx gezeigt – trug die Arbeitskraft von Menschen zur Akkumulation des Kapitals bei. Im Finanzkapitalismus, wo es vornehmlich um die Beglaubigung des Geldes geht, werden Menschen ausgesondert, damit sie durch ihren sozialen oder realen Tod das Geld beglaubigen. Das ist eine ganz andere Funktionalisierung von Armut.

Auch die Inkarnationslogik des Geldes findet im menschlichen Körper ihren Niederschlag. Das zeigt u.a. die käufliche Sexualität, deren Geschichte immer in enger Parallele zur Geschichte des Geldes verlief. Die Prostitution entstand mit der Geldwirtschaft und breitete sich immer dann aus, wenn auch das Geld eine wichtige Rolle in der Ökonomie spielte. Laut Sabine Dusch erreichte die Prostitution im Jahr 2001 weltweit einen Umsatz von 60 Milliarden Euro im Jahr.^{xxxi} Die Sexindustrien, so der frankokanadische Soziologe Richard Poulin in seinem Buch *La Mondialisation des industries du sexe*, „werden heute als der ‚Sektor‘ mit der höchsten Expansionsrate eingeschätzt“.^{xxxii} Kann man an der Dichte des Kommunikationsnetzes die Dichte des Geldflusses ablesen, so entspricht diesem Indikator heute auch die weltweite Zirkulation von Menschenkörpern. Das gilt natürlich nicht nur für die Prostitution, sondern ganz allgemein für den Arbeitsmarkt. Aber für die Prostitution ist es besonders auffallend. Man mag die Ausweitung der Prostitution – wie in der Antike und im Mittelalter – mit den ‚Notwendigkeiten‘ des männlichen Sexualtriebs erklären. Man kann sich aber auch fragen, ob nicht andersherum der männliche Sexualtrieb als Produkt des Finanzkapitalismus zu begreifen ist. „In den in voller Expansion befind-

lichen Sexindustrien, die erhebliche Bevölkerungsbewegungen produzieren und phantastische Profite und Einkommen generieren, konzentrieren sich die fundamentalen Charakteristika der aktuellen kapitalistischen Wirtschaft“, schreibt Poulin.^{xxxiii} Das klingt weniger nach Sexualbedürfnissen als nach den Bedürfnissen des Geldmarktes. „Für die Menschenhändler sind die gehandelten Frauen so gut wie Gelddruckmaschinen“, schreibt Karla Sponar.^{xxxiv}

Aber das Geld will nicht nur Sex haben mit ‚lebenden Münzen‘ – es möchte sich auch in ‚echten Kindern‘ inkarnieren. Schon in der Antike spielte die Phantasie, dass man mit Geld Kinder zeugen kann, eine wichtige Rolle. Das zeigt die Geschichte der Danaë, die von Zeus durch einen Regen von Goldmünzen geschwängert wird, wie auch der Traum von Euripides’ Titelhelden Hippolytos: „O Zeus, was brachtest du ans Sonnenlicht die Frauen,/ ein heuchlerisches Übel für die Menschheit? Denn / gedachtest du den Stamm der Menschen fortzupflanzen, so brauchtest du das nicht durch Frauen zu gewähren,/ nein, brauchten nur die Sterblichen in deinen Tempeln/ für Gold, für Eisen oder schweres Kupfer sich/ die Sprösslinge zu kaufen, jeder für den Preis,/ der seinem Steuersatz entspricht, und könnten dann/ in ihren Häusern wohnen, frei, der Weiber ledig!“^{xxxv} In der Renaissance hieß es von den Ehefrauen der Geldwechsler, sie seien unfruchtbar: Das war der Preis dafür, dass das Geld ihres Mannes seine Fruchtbarkeit entwickeln konnte. In dieser Darstellung schöpft die Frau des Geldwechslers Hoffnung aus dem Bild im Buch, das sie aufgeschlagen hat. Es zeigt Maria mit dem Kind: ein Zeichen, das in ihrem Leib Fleisch geworden ist. Diese Phantasie von der Zeugungsfähigkeit des Geldes findet in den modernen Reproduktionstechniken mit ihren Samenbanken, Börsenagenturen für Eizellen und bezahlten Leihmüttern ihre konkrete Umsetzung.

In Rumänien kostet eine weibliche Eizelle 100 bis 1400 Euro, in den USA bis zu 100.000 US-Dollar – etwa für das Ei einer Ivy-League-Absolventin. Der männliche Samen ist günstiger zu haben und kann auch besser gelagert werden – mit dem Erfolg, dass es inzwischen Samenspende gibt, die über ihre verstreuten Kinder Excell-Tabellen führen. Die New York Times berichtete kürzlich von einem Vater, aus dessen in einer Samenbank gelagerter Samen 150

Sprösslinge hervorgegangen sind. 3,5 Prozent der Kinder in Europa werden heute durch assistierte Fertilisation gezeugt.^{xxxvi}

Alles zusammengenommen – die Kosten für Samenspende, Eispende, Leihmutterschaft, medizinische Leistungen, Maklergebühren und juristische Kosten (es kommt oft zu komplizierten Verträgen) – müssen Eltern für ihre ‚high tech-Kinder‘ mit Kosten von mindestens 120 000 Dollar rechnen. Lag um 1988 das Einkommen auf dem Sektor der Fruchtbarkeitsbehandlung noch bei 410 Millionen Dollar im Jahr, so betrugen die Gewinne allein von Ares-Serono, der größten bio-tech Firma der Welt, im Jahr 2004 schon 2,5 Milliarden Dollar.^{xxxvii} Ein Drittel des Umsatzes kommt aus der Fertilitätsbehandlung.

Es ist aber vor allem das Geld, das seine Fertilität unter Beweis stellt. Insgesamt werfen die Reproduktionstechniken – Ei- und Samenspende, Surrogatmutterschaft, Embryooption – die Frage nach den ‚echten‘ Eltern auf. Schon 1990 war ein Gericht bei einem Streit zwischen den intentionalen Eltern und einer Leihmutter, die das Kind nach der Geburt nicht hergeben wollte (es war auch genetisch ihr Kind), zum Urteil gekommen, dass die Frau, „die die Zeugung des Kindes beabsichtigt hatte“, als „die natürliche Mutter“ zu gelten hat. Ähnlich entschied auch der Oberste Gerichtshof von Kalifornien in einem anderen Fall: Die Frau, „die die Zeugung des Kindes arrangiert“, also bezahlt hat, sei die ‚wahre Mutter‘.^{xxxviii} Konsequenterweise impliziert dies, dass das Geld selbst zum Erzeuger des Kindes wird. Dass es also gewissermaßen fähig geworden ist, das Menschenleben, durch das es beglaubigt wird, auch selbst zu produzieren.

Versuch eines Fazits

Was bedeutet diese ganze Entwicklung für die Frage nach dem Lohn für Leistung? Rückblickend ist zu erkennen, dass das Geld eine Eigendynamik entwickelte – und von Anfang an hatte –, die eng mit den geschlechtlichen Körpern zusammenhängt. Nur so erklärt es sich, dass Frauen für dieselbe Tätigkeit weniger Geld erhalten und gerade der Finanzsektor so seltsam ‚frauenrein‘ ist. Zugleich erklärt der Abstraktionsprozess, den das Geld durchlief, warum in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren bei den Mitgliedern

der Finanzbranche die höchsten Einkommenszuwächse zu verzeichnen sind, während die Einkommen der untersten Einkommensschichten stagnierten, zurückgingen, oder Menschen ganz auf die Straße gesetzt wurden: Je ‚irrealer‘ das Geld ist, desto leichter lässt es sich vermehren. Diese wachsende Schere zwischen dem Finanzsektor und denen, die in der Realwirtschaft arbeiten, führt aber notwendigerweise dazu, dass im Finanzkapitalismus, wo sich das Geld so schön vermehren lässt, notwendigerweise auch die Zahl der Opfer, die das Geld beglaubigen, wachsen muss. In den USA verdient heute ein Vorstandschef etwa das Vierhundertfache des normalen Arbeitnehmers, manchmal mehr. Vor einigen Jahrzehnten lag das Niveau beim Vierzigfachen, was auch nicht schlecht war. Ende des 19. Jahrhunderts hatte der Gründer der Bank Morgan Stanley, John Pierpoint Morgan, noch festgelegt, dass der Bestbezahlte seiner Firma nicht mehr als das Zwanzigfache des Geringstverdienenden erhalten durfte. Als John P. Morgan diese Regelung aufstellte, hing das Geld noch am Tropf des Goldstandards. Inzwischen wird es nur noch durch Menschenleben beglaubigt.

Die Anzahl der Menschen, die dran glauben müssen, damit alle ans Geld glauben können, ist nicht beliebig vermehrbar. Die Geldwirtschaft wird notwendigerweise nach anderen Formen von Deckung zu suchen haben – und bei diesem Umdenken könnten Frauen eine wichtige Rolle spielen. Das Geld, ich wies daraufhin, war schon in der Vergangenheit einer der wichtigsten Faktoren sozialen Wandels, sozialer Mobilität und der Entstehung neuer Sozialstrukturen. Es sorgte für die Abschaffung der Leibeigenschaft und durchbrach die Schranken des Feudalismus durchbrach. Warum sollte dieses Potential des Geldes heute nicht auch den Aufstieg von Frauen fördern? Ich halte es für keinen Zufall, dass im Zuge der Finanzkrise der Ruf nach mehr Frauen in den Chefetagen der Finanzhäuser hörbar wurde: Frauen seien weniger risikofreudig, heißt es; das mache das Geschäft sicherer. Der eigentliche Grund ist aber glaub ich ein anderer: Man hat Frauen über Jahrhunderte den Zugang zum Geld verwehrt, weil sie nicht für den ‚Preis des Geldes‘, die symbolische Kastration, standen. Eben deshalb sind sie heute, wo es darum geht, dem Vermehrungstrieb des Geldes eine Grenze zu setzen, auch besser gewappnet, der Eigendynamik des Geldes zu widerstehen.

Und das gibt Anlass zur Hoffnung: nicht nur für den Aufstieg von Frauen, sondern auch für die Ökonomie überhaupt.

Wie könnten andere Formen der Deckung aussehen? Die Geschichte des Geldes zeigt, dass Geld ein sozialer Klebstoff ist: Man braucht nur auf das Rentensystem zu blicken, um zu erkennen, dass das Geld ein Faktor ist, der eine Generation an die nächste bindet. Geld ist also, wie einst die Gabe, ein Band, das Gemeinschaften zusammenbindet. Das hat andersherum zur Folge, dass der Glaube an die Gemeinschaft Basis für die Glaubwürdigkeit des Geldes ist. Was aber verleiht einer Gemeinschaft Glaubwürdigkeit? Über Jahrhunderte waren es dynastische legitimierte Herrscher. Und auch in den gewählten Demokratien schmückten noch lange die Portraits der Staatsoberhäupter die Münzen und Scheine. Auf dem Euro sind nur noch abstrakte Gebäude zu sehen: Das war immer schon die symbolische Gestalt des Gesetzes. Eine Zeitlang wurde der Glaube an die Gemeinschaften noch durch den Nationalgedanke getragen. Aber seit dem Zweiten Weltkrieg hat er – außer bei einigen Populisten – immer mehr an Anziehungskraft verloren. Welcher Faktor bleibt dann, um einer Gemeinschaft – und damit ihrem Geld – Glaubwürdigkeit zu verleihen? Es bleibt nur die soziale Gerechtigkeit. Das ist natürlich ein Begriff, der sich auf vielfältige Weise auslegen lässt: Sie reichen vom gleichem Lohn für gleiche Arbeit bis zu symbolischen Formen der Anerkennung. In der DDR zum Beispiel, so sagte mir kürzlich ein Mann, der in der DDR aufgewachsen war, war es nicht der Lohn, der uns unterschied, sondern die Tatsache, dass einige Zugang zu den westlichen Konsumgütern, zu nichtzensierten Büchern und zu Reisen ins Ausland hatten, und die anderen nicht. Wie auch immer die soziale Gerechtigkeit definiert wird, sie hat nicht nur den Vorteil, dass sich der einzelne in der Gemeinschaft aufgehoben fühlt, sie kommt auch der Gemeinschaftsökonomie zu gute. Das zeigen neuere ökonomische Forschungen^{xxxix}, aber auch konkret die Finanzkrisen der letzten Jahre: Die Länder, in denen die Schere zwischen hohen und niedrigen Einkommen weniger weit auseinander geht (die skandinavischen z.B.), haben diese Krisen besser überstanden als alle anderen. Man findet hier auch mehr Frauen in Führungspositionen: Sie sind vielleicht als Indiz dafür zu begreifen, dass sich die Einsicht durchsetzt,

dass soziale Gerechtigkeit ohne Geschlechtergerechtigkeit nicht zu haben ist und dass soziale Gerechtigkeit die Ökonomie auf einen stabilen Boden stellt.

The End

ⁱ Denise Schmandt-Besserat, *An Ancient Token System; dies., Vom Ursprung der Schrift, dies., The Emergence of Recording.*

ⁱⁱ Andrea Leitner, Magdalena Thöni, Hannes Winner, *Menschliche Körper und der Wert des menschlichen Lebens. Eine monetäre Bewertung mittels der Schmerzgeldentscheidungen*, in: Exenberger/Nussbaumer, *Körpermärkte*, S. 79-97, S. 81. (sic: Schmerzgeld = österreichisch)

ⁱⁱⁱ Leitner et al., S. 89.

^{iv} Nussbaumer, in: Leitner, *Verwandlungen*, S. 134-137.

^v Heinsohn, S. 251.

^{vi} Dash, S. 144 f.

^{vii} Karl Polanyi, *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen* (1944), übers. v. Heinrich Jelinek Frankfurt/M. 1990, S. 243.

^{viii} Galbraith, *Geld*, S. 71-73.

^{ix} Tabarelli, *Einführung*, in: Galiani, S. 54, FN.

^x Laum, *Ebd.*, S. 128f.

^{xi} Pauly-Wissowa-Kroll, *Realenc. Supp. III*, 1918, S. 592. zit. n. *Ebd.* S. 129.

^{xii} Reinhart/Rogoff, S. 88.

^{xiii} Reinhart/Rogoff, S. 175.

^{xiv} Reinhart/Rogoff, S. 175.

^{xv} Hayek, *Entnationalisierung*, S. 14.

^{xvi} Laum, S. 39.

^{xvii} *Ebd.* S. 39.

^{xviii} Hénaff, S. 266f.

^{xix} Laum, S. 146.

^{xx} Alfred Kallir, *Sign and Design: The Psychogenetic Sources of the Alphabet*, London 1961, S. 243. (dt.: *Sign and Design. Die psychogenetischen Quellen des Alphabets*. Berlin 2002), S. 40.

^{xxi} Alberto Alesina/ Nathan Nunn/Paola Giuliano, *On the Origins of Gender Roles: Women and the Plough*, May 2011; s. a. *The Plough and the Now. Deep-seated attitudes to women have roots in ancient agriculture*, *The Economist* v. 24. 8. 2011.

^{xxii} Kallir, S. 39.

^{xxiii} Kallir, S. 77.

^{xxiv} *Wochenbericht des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung Berlin*, Nr. 18, v. 29. April 2009, S. 302-309, S. 302.

^{xxv} S. a. Jochen Hörisch, *Bedeutsamkeit. Über den Zusammenhang von Zeit, Sinn und Medien*, München 2009.

^{xxvi} Le Goff, *Fegefeuer*, S. 276, 23, 435.

^{xxvii} *Historic Success in Military Recruiting*, *Washington Post*, v. 14.10.2009.

^{xxviii} *New Exotic Investments Emerging on Wall Street. Packaging Life Insurance Policies Despite Fallout from Mortgage Crisis*, v. Jenny Anderson, *New York Sunday Times* v. 6. 9. 2009.

^{xxix} *Ebda.*

^{xxx} *Ebda.*

^{xxxi} Sabine Dusch, *Le Trafic d'êtres humains*, Paris 2002, S. 109.

^{xxxii} Poulin, S. 11.

^{xxxiii} Poulin, S. 21 f.

^{xxxiv} Karla Sponar, *Fast ungestört und salonfähig. Menschenhandel – eine neue Form der Sklaverei*, *Deutschlandfunk, Hintergrund Politik*, 9. 12. 2004.

^{xxxv} Euripides, »Hippolytos« (um 428 v. Chr.), in: —, *Tra-gödien, griechisch und deutsch*, hg. von Dietrich Ebener, Berlin 1972–1980 (= *Schriften und Quellen der alten Welt* 30: 1–6), Band 02 (1975): *Alkestis, Hippolytos, Hekabe, Andromache*, S. 93–199, hier: S. 143 f. (Verse 616–624).

^{xxxvi} *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 29. 7. 2002.

^{xxxvii} Deborah Spar, S. 40.

^{xxxviii} Spar, S. 84 f.

^{xxxix} Vgl. z. B. die Untersuchung des Wirtschaftshistorikers Richard Wilkinson und der Epidemiologin Kate Pickett, *The Spirit Level: Why Greater Equality Makes Societies Stronger*, deutsche Ausgabe: *Gleichheit ist Glück. Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind*, Berlin 2009.

Podium:

Leben und Arbeiten.
Wofür kämpfen die verschiedenen Frauengenerationen?



Angeregte Diskussionsbeiträge aus dem Publikum





Magda Albrecht
Studentin, Mädchenmannschaft, Bloggergemeinschaft

Generationsübergreifende Bündnisse, Konflikte und Chancen

Diesen Text habe ich anlässlich der 20jährigen Jubiläumsfeier der Überparteilichen Fraueninitiative Berlin¹ (kurz: Üpfi) geschrieben, bei der ich Teil einer Podiumsdiskussion war: „Leben und Arbeiten – wofür kämpfen die verschiedenen Frauengenerationen?“. Mit meinen 26 Jahren wurde ich offensichtlich als Vertreterin der „jüngeren Generation“ eingeladen. Diese und andere ähnliche Veranstaltungen ließen mich über Feminismus und Alter, Generationen und Bündnisse nachdenken. Meine Gedanken dazu schrieb ich auf:

Feministische Räume sind (unter anderem) nach Alter strukturiert

Dass Feminist_innen verschiedener Generationen sich nicht so häufig begegnen, liegt nicht daran, dass es zu wenige Feminist_innen in den jeweiligen Altersgruppen gibt, sondern dass wir in unterschiedlichen Räumen unterwegs sind. Einer dieser Räume ist das Internet, welcher in den letzten Jahren für viele (tendenziell, aber nicht ausschließlich) jüngere Feminist_innen (20 bis 35) zum Ort regen Austauschs, Vernetzung und Empowerment geworden ist.

Aber auch außerhalb des Netzes gestalten sich die feministischen Räume unterschiedlich: Auf Ladyfesten, Demos, queer-feministischen Konzerten und (selbstorganisierten) Work-shops treffe ich eher Feminist_innen in meinem Alter. In Frauenzentren, auf parteipolitischen Veranstaltungen und auf Kongressen, für die mensch zum Teil relativ viel Geld bezahlen muss, ist das Publikum altersmäßig gemischt bzw. tendenziell älter als 40. Es gibt einige Projekte, die einen generationsübergreifenden Ansatz haben (wie z.B. der divida-Salon² der Divida Stiftung in Berlin), aber meinen Beobachtungen nach gibt es in den eingangs genannten Räumen bestimmte Altersstrukturen. Einige Gründe dafür werde ich später noch nennen, aber eine vollständige Analyse würde wohl den Rahmen sprengen. Das Wissen darüber, dass viele Räume nach Alter strukturiert sind, ist jedoch hilfreich für alle, die – wenn sie mal raus aus ihrer gewohnten feministischen Umgebung wollen – Menschen in anderen Altersgruppen treffen möchten.

Ich freue mich immer sehr, wenn ich auf Veranstaltungen wie jene von der Überparteilichen Fraueninitiative Berlin eingeladen werde. Die Teilnehmer_innen, die in der Mehrzahl nicht so selbstverständlich im Netz unterwegs sind wie ich, freuen sich unglaublich, wenn ich von erfolgreichen feministischen Aktionen im Netz berichte und es wird sich gemeinsam empört, wenn wir auf die ätzenden Trolle³ zu sprechen kommen, die feministischen Blogger_innen das Leben schwer machen.

Zwei Fragen scheinen immer großes Interesse zu generieren und werden von mir im Folgenden (an-)diskutiert:

1. Was sind die Unterschiede zwischen den verschiedenen feministischen Generationen?
2. Wie können wir zusammenarbeiten?

Konstruierte Unterschiede

Die Frage, welche Unterschiede zwischen verschiedenen Generationen existieren, ist für mich unbeantwortbar, weil ich nur sehr ungern (in der Regel zugespitzte und wenig ausdifferenzierte) Unterschiede fest(!)schreiben möchte. Genauer gesagt, glaube ich eher, dass es in den meisten Generations-

diskussionen gar nicht um Alter geht, sondern um unterschiedliche feministische Überzeugungen oder Perspektiven. Beides kann - aber muss nicht - korrelieren. Klar ist mir bewusst, dass die politischen und kulturellen Rahmenbedingungen einer Zeit auch den feministischen Aktivismus der jeweiligen Zeit prägen. 1970 feministisch aktiv gewesen zu sein, unterscheidet sich mit Sicherheit davon heute feministisch aktiv zu sein. Die feministischen „Werkzeuge“ ändern sich (so wie es heute oft das Netz mit seinen Möglichkeiten zur Verbindung und Austausch ist), einige Texte oder Theorien dominieren eine bestimmte Zeitphase, auch das feministische Vokabular wird ständig neu ausgehandelt.

Dennoch gibt es sie nicht, diese fein säuberlich voneinander abgetrennten feministischen Generationen wie sie im feministischen Bilderbuch stehen: Vorgekaut wird uns das Märchen von den drei feministischen Wellen, die sich bei näherer Betrachtung als viel zu verengt auf eine weiße US-amerikanische und westeuropäische Geschichte beziehen. Es ist ein Schema, dass die Kämpfe in vielen anderen Regionen auf der Welt unsichtbar macht, vor allen Dingen, wenn sie nicht in den Hochzeiten der so genannten Wellen stattfanden. Das Wellen-Modell begünstigt so einen homogenisierenden Blick auf feministische Aktionen und Themen und negiert die Unterschiede innerhalb (!) einer Bewegung.

Es gibt kein (bedingungsloses) „Wir“

Feministische Aktionen finden jeden Tag an verschiedenen Orten dieser Welt statt - sei es eine Demonstration für Abtreibungsrechte, eine queer-feministische Lesegruppe von und für Schwarze Frauen oder ein Rock Camp für Mädchen, Trans und Inter. Allein für sich sind diese Aktionen noch keine Bewegung, aber genau jene Kollektive leisten kontinuierliche feministische Arbeit, und zwar nicht nur in Zeiten, wo Feminismus mal wieder so verhandelt wird, dass ein Eintrag in Geschichtsbücher oder Wikipedia erfolgt. Jene Kollektive und Gruppen, die Teile verschiedener Communities sind, bilden oftmals die Grundlage für aufkeimende Bewegungen und stellen Ressourcen bereit, auch wenn ihre Arbeit in Groß Erzählungen über feministische Kämpfe und Errungenschaften häufig unsichtbar gemacht werden von denjenigen, die auf eine einheitliche

Groß Erzählung bestehen. Feministische Aktionen und Gruppen sind also vielfältig und können mitunter sehr unterschiedliche Ziele haben. Manchmal arbeiten Gruppen gemeinsam, manchmal ist eine gemeinsame Arbeit kaum möglich. Und trotzdem wird häufig so getan, als könnte mensch verallgemeinern - die Aussagen über „die Feminist_innen“ tätigen. Zu oft wird noch an einem falschen „Wir“ festgehalten - der so genannten „globalen Schwesternschaft“⁴. Schnell hinterher geschoben wird dann ebenfalls, dass es die älteren Feminist_innen seien, die noch so sehr an diesem „Wir“ klammern, weil sie selbstverständlicher mit der Idee aufgewachsen seien, es gäbe dieses „Wir Frauen“.

Auch diese Geschichtsschreibung würde ich verkomplizieren. Es stimmt, dass das Hinterfragen der vermeintlich universalen Kategorie „Frau“ heute ein größeres Thema ist als vor 40 Jahren. Jahrzehnte feministischer Theoriebildung und aktivistischer Kämpfe haben ihre Spuren hinterlassen. Aber schon vor Jahrzehnten haben zahlreiche Feminist_innen auf dieses falsche und vereinnahmende „Wir“ hingewiesen, insbesondere Aktivist_innen und Theoretiker_innen of Color, Migratisierte, Lesben, Frauen mit Behinderungen, Menschen, die mit einem binären Geschlechterverständnis nichts anfangen können... - also all diejenigen, die im „Wir Frauen“ höchstens mitgemeint sind oder gar nicht mitgedacht werden und deren Lebensrealitäten in feministischen Erzählungen nur marginal oder keine Rolle spiel(t)en. Und bevor der Eindruck entstünde, die jüngeren Feminist_innen hätten diese Kritik verinnerlicht und würden diese nun selbstverständlich in die Praxis umsetzen, muss ich enttäuschen. Zu viele Leerstellen⁵ existieren noch. Auch heute muss jede queer-feministische Gruppe kritisch eigene Ausschlüsse diskutieren, muss sich die Frage stellen, für wen sie Politik machen und wer genau davon profitiert. Was ich damit sagen will: Damals wie auch heute gibt es keinen feministischen Konsens, keinen „perfekten“ Aktivismus, nicht die eine feministische Theorie, die alle gut finden. Das immer wieder sichtbar zu machen, ist ebenfalls Teil feministischer Arbeit.

Deshalb fällt es mir schwer, von „den älteren Feminist_innen“ und „den jüngeren Feminist_innen“ zu sprechen, denn das gleiche Geburtsdatum bedeutet ja nicht, dass alle gleicher Meinung wären. Sicher ist,

dass Feminist_innen, die vor 20, 30 oder gar 40 Jahren feministische Arbeit geleistet haben bzw. heute noch leisten, einen Erfahrungsschatz haben, den Aktivist_innen in meinem Alter nicht haben. Diese Erfahrungen sind selbstverständlich durch die damalige Zeit geprägt. Ich behaupte also nicht, dass Alter und Erfahrungswerte keine Rolle spielen. Dass Alter eine Strukturierungskategorie ist, merkt mensch spätestens bei einem Blick auf die Liste der hier mitschreibenden AutorInnen: die feministischen Netz-communities scheinen nicht sehr attraktiv für viele Menschen über 50 zu sein. Die bloggende Politikwissenschaftlerin Antje Schrupp⁶ glaubt, dass das mit Unwissenheit, Ängsten und Unsicherheiten gegenüber Technik zu tun hat. Dass das Netz relativ jung strukturiert ist, heißt aber im Umkehrschluss nicht, dass sich alle Feminist_innen von 20 bis 35 im Netz tummeln oder dass es keine Blogger_innen über 40 gäbe. Der zweite Fehlschluss wäre anzunehmen, dass die jüngeren Feminist_innen, die im Netz sind, alle ähnliche Überzeugungen hätten. Mitnichten: Wir streiten. Und wir sind uns uneinig. Es werden Bündnisse eingegangen und wieder welche gebrochen. Geschichte wiederholt sich.

(Generationsübergreifende) Bündnisse

Die Frage „Aber wie können wir denn zusammenarbeiten?“ ist daher wichtig. Einen Punkt hatte ich bereits weiter oben angesprochen: generationsübergreifende Bündnisse können zum Beispiel dadurch geschaffen werden, dass wir uns gegenseitig in unseren Räumen „besuchen“. Falls ihr viel im Netz unterwegs seid und eure Mütter oder Nachbarinnen sich eher wenig damit auskennen, erklärt ihnen nicht, dass soziale Netzwerke oder Blogs nichts mehr für sie seien, sondern besprecht lieber welche Vor- (und auch) Nachteile es gibt, damit sie selbst entscheiden können, ob sie darauf Lust haben. Gerade für Menschen, die viel Zeit zu Hause verbringen (müssen), bieten soziale Netzwerke eine tolle Möglichkeit, um auf dem Laufenden zu bleiben. Deine Oma liebt eine Tageszeitung oder eine bestimmte Band? Dann zeig ihr doch, welche Webseiten sie für regelmäßige Informationen anklicken kann! Vielleicht schreibt sie dann auch mal ein paar Kommentare unter Blogartikel und nimmt somit Teil an (feministischen) Debatten im Netz. In meiner Familie klappt das generationsübergreifende Arbeiten

übrigens ganz gut: Als ich über die Aktion ‚Wunschzettel für Frauenhäuser‘⁷ bloggte und meine Mutter das sah, packte sie ein paar Pakete und brachte sie in einem Frauenhaus vorbei. Zugegeben, die Bündnisse zwischen Tochter und Mutter sind winzig, aber sie sind ein Teil davon.

Kompliziert wird es, wenn mensch anstrebt, in größeren, heterogenen Zusammenhängen politisch zu werden. Heterogen meint hier, dass Menschen mit unterschiedlichen Lebenserfahrungen, Geschichten und Diskriminierungserfahrungen zusammenarbeiten. Solche Bündnisse - die es im übrigen nicht so häufig gibt - bedingen eine kontinuierliche (selbst-)kritische Arbeit. Zum einen müssen sich Menschen zumindest auf ein Grundgerüst an gemeinsamen Politiken einigen, zum anderen ist es wichtig Raum zu lassen für Widersprüche und Differenzen. Differenzen ist hier nicht im Sinne von Meinungsverschiedenheit gemeint, sondern als gesellschaftliche Differenzen, die innerhalb feministischer Communities leider noch zu wenig thematisiert werden, und wenn, dann (wie ich das oben versucht habe zu erklären) mit falschen, pauschalisierenden Konstruktionen wie „die jungen Feminist_innen“ und „die alten Feminist_innen“ arbeiten.

Ich habe bei Workshops oder Vorträgen zum Beispiel schon oft den ziemlich nach Anklage riechenden Satz gehört: „Na, ihr jungen Feministinnen wollt ja eh nur Geschlecht abschaffen - dekonstruieren oder so! - und redet nur noch von Gender oder queer!“ Diese Einschätzung offenbart allerdings eine recht eigenartige Definition von Dekonstruktion. Dekonstruktion heißt nicht, soziale Kategorien wie „Frau“ abschaffen zu wollen (wie soll das gehen?), sondern das Erforschen, kritische Einordnen und Hinterfragen von Kategorien, die meistens auf binären Logiken aufbauen - Frau/Mann, hetero/homo... - und zu schauen, wie diese Kategorien genutzt werden, wer gemeint ist und was unbenannt bleibt. Dass diese Begriffe trotzdem soziale Realitäten darstellen und mit Machtverhältnissen verknüpft sind, steht (zumindest für mich) außer Frage. Ich finde es schade, dass sich so einige Aktivistinnen die Ohren zuhalten, wenn das Wort Gender fällt. Es gibt mehr als „Frau“ und „Mann“ und um das benennen zu können, brauche ich nun einmal Vokabular. Wenn das eine nicht respektieren kann, laufe ich trotzdem nicht rum und

schimpfe auf die „böse Altfeministin“, die die letzten zwanzig Jahre verschlafen hat, sondern stelle fest: Politisch kommen wir dann nicht auf einen Nenner.

Kurzer Einschub: Ressourcen

Wenn Menschen mit unterschiedlicher Lebenserfahrung politisch zusammenarbeiten wollen, müssen ein paar Fakten miteinander abgeglichen werden. Ich hab schon mehr als einmal von Aktivist_innen, die 20 oder 30 Jahre älter sind als ich, gehört, dass sie es traurig finden, dass jüngere Frauen kaum mehr in klassischen Frauenräumen unterwegs sind oder bestimmte gender- und frauenpolitische Veranstaltungen kaum besuchen. Dafür kann es ganz unterschiedliche Gründe geben. Ein paar Aspekte fallen mir allerdings öfter auf: Wenn eine frauen- oder gender-politische Veranstaltung zum Beispiel im Abgeordnetenhaus in Berlin stattfindet, ist das meist mit einem relativ hohen Eintrittsgeld verbunden. Zehn Euro oder mehr können die meisten Aktivist_innen, die ich kenne, einfach nicht für eine Veranstaltung ausgeben (und das gilt für alle - egal wie alt - die aus unterschiedlichen Gründen wenig Geld zur Verfügung haben). Ein guter Tipp wäre, Eintrittsgelder zu staffeln oder nach einer Spende von z. B. 3 bis 15 Euro zu fragen, so dass jede_r so viel gibt, wie sie kann.

Gerade Veranstaltungen, die in klassischen Politik-Räumen stattfinden und somit für Politiker_innen oder frauenpolitisch Tätige interessant sind, erscheinen für mich auf den ersten Blick meist nicht so attraktiv: Zum einen befürchte ich, dass in diesen Räumen häufig sehr pauschalisierend von „den Männern“ und „den Frauen“ die Rede ist (und Geschlechter jenseits dieser binären Logik einfach nicht mitgedacht werden) und andererseits ist es mir auch schon passiert, dass ich einfach nicht ernst genommen werde bzw. die Aktionen, von denen ich berichte, als unwichtig oder mit „das-soll-alles-sein?“ abgetan werden. Ältere Feminist_innen haben mit Sicherheit mehr gelesen, mehr nachgedacht und mehr erlebt als ich, aber sie sind heutzutage häufig auch in privilegierteren Strukturen unterwegs als die durchschnittliche Aktivist_in um die 20. In den Communities, in denen ich unterwegs bin (z. B. bei Ladyfesten), können wir den Künstler_innen oder Workshopgebenden höchstens mal eine

Spende zahlen - die meiste Arbeit ist ehrenamtlich. Ich bin froh über jedes Honorar, was ich von Stiftungen, Frauen-beauftragten oder Parteien einstreiche - und gehöre damit schon zu den Glücklichen in der queer-feministischen Community, denn die meisten werden nie einen Euro für ihre Arbeit bekommen.

Wer also in einer Stiftung, in einer Partei oder einer Behörde frauen- oder genderpolitische Arbeit leistet, schwimmt vielleicht nicht im Geld (gekürzt wird ja gerade in der feministischen Arbeit gerne), aber hat trotzdem mehr Ressourcen zur Verfügung als die meisten nicht-kommerziellen queer_feministischen Projekte und Gruppen, die ich kenne. Das zu wissen, ist wichtig, wenn Feminist_innen unterschiedlichen Alters aufeinander treffen und sich wundern, warum sie sich so selten begegnen oder wenige gemeinsame Aktionen geplant sind.

Gemeinsamkeiten über Altersgrenzen hinweg

Genauso wichtig wie die Thematisierung von generationsübergreifenden Aktivismus halte ich die selbstkritische Thematisierung von Ausschlüssen in den eigenen feministischen Reihen. Die Nicht-Nennung von mit Sexismus verknüpften Unterdrückungsmechanismen wie Hetero-normativität oder Rassismus beschränkt sich nicht auf eine bestimmte feministische Generation, sondern ist Merkmal vieler feministischer Gruppen. Zum einen hat dies mit den Strukturierungen der feministischen Räume zu tun, die i. d. R. viel homogener sind als von den Teilnehmenden angenommen (häufig fällt einer weiß-dominierten feministischen Gruppe z. B. gar nicht auf, dass kaum Menschen mit Rassismuserfahrungen an Debatten teilnehmen oder es ist selbstverständlich, eine Frau zu fragen, ob sie einen Partner hat - als wären alle Frauen hetero oder hätten Lust auf eine Partnerschaft), zum anderen werden dadurch andere Unterdrückungsverhältnisse als Sexismus kaum oder nur als Randthema benannt.

Als ich bei einer Veranstaltung mal kritisierte, dass einfach so über „die Migrantinnen“ gesprochen wurde, obwohl der Raum sehr weiß- und deutschdominiert war, wurde sofort der dringliche Wunsch geäußert, „die“ doch einfach in die Gruppe einzuladen, um zu hören, was „die so zu sagen haben“. Schon hier zeigt sich der erste Denkfehler: „Andere“ müssen nicht großzügig „zu uns“ eingeladen werden,

denn das würde ja implizieren, dass diese feministische Bewegung uns Weißen gehört und wir großzügig andere teilnehmen lassen. Zu diskutierende Fragen sind meines Erachtens eher: Welche Themen aus welcher Perspektive werden in meiner Gruppe behandelt? Denke ich Menschen mit anderen Diskriminierungserfahrungen als meinen eigenen konsequent mit? Wieso spreche ich von „den Migrantinnen“ (und wen meine ich damit eigentlich? Schwedinnen, die nach Deutschland ausgewandert sind?) Falls Menschen mit unterschiedlichen Diskriminierungserfahrungen in einer Gruppe sind: gibt es Politiken, um rassistische oder heterosexistische Diskriminierungen zu verhindern bzw. kritisierbar zu machen? Wie kritisch wird das eigene Verhalten als z.B. weiße und/oder heterosexuelle Feministin in einer rassistischen und heteronormativen Gesellschaft betrachtet? Ist das überhaupt ein Thema? Wenn nicht, wieso nicht? Wen lade ich auf Podiumsdiskussionen ein, wer ist zu welchem Thema Expert_in und wieso? (Das sind im Übrigen keine Fragen, die ich alle mit gutem Gewissen beantworten kann. Das sind u.a. Fragen, die ich mir in den Zusammenhängen, in denen ich aktiv bin, stellen muss und will).

Ich ende also mit einem Fazit, das vielleicht banal klingt, aber in der Praxis für viele Gruppen die größte Schwierigkeit darstellt: Ein Zusammenarbeiten bedingt große Kritikfähigkeit, Selbstreflexion und ein Aufeinanderzugehen bei gleichzeitiger Anerkennung von Differenzen - ohne in ein „die“ und „wir“ zu verfallen, was - das merkt mensch vielleicht an meinem Text - gar nicht immer so leicht ist.

Lesenswertes / Weiterführendes:

„Einzelkämpfer_innen oder Kollektive: Auch eine Generationenfrage“ von Nadine Lantzsch ⁸

„Überlegungen zu geschlechterpolitischen Bündnissen, ihre Chancen, ihre Probleme und Totgeburten“ von Sabine Mohamed ⁹

„Das Eingehen von Bündnissen ist eine bedeutende Investition!“ von Katja Kinder ¹⁰

„Altfeministinnen, Jungfeministinnen und der große Graben“ von Antje Schrupp ¹¹

„Feministische Brüche und feministische Archive: „Wir schauen zu, wie Wissen verloren geht“ von Kathrin Ganz ¹²

¹ Einige Wörter in diesem Dokument sind blau hinterlegt: Dahinter verstecken sich weiterführende Texte. Falls ein Klick darauf nicht zu dem Text führt, habe ich die Links jeweils noch einmal in einer Fußnote hinterlegt. Der Link zu ÜPFI: <http://www.berlin-stadtderfrauen.de/>

² <http://www.divida-stiftung.de/93.0.html>

³ <http://maedchenmannschaft.net/ihr-durchtriebenen-miesen-fotzen/>

⁴ <http://streit-wert.boellblog.org/2012/01/19/sabine-mohamed/>

⁵ <http://maedchenmannschaft.net/schulternklopfen-fuer-die-opfer/> (Dieser Text wurde im Nachgang zum 5-jährigen Jubiläum der Mädchenmannschaft geschrieben, auf dem es zu rassistischen Äußerungen kam.)

⁶ <http://antjeschrupp.com/2011/08/21/datenschutz-postprivacy-und-die-alteren-frauen/>

⁷ <http://maedchenmannschaft.net/ein-herz-fuer-frauenhauser/>

⁸ http://medienelite.de/2012/10/26/einzelkämpfer_innen-oder-kollektive-auch-eine-generationenfrage

⁹ <http://streit-wert.boellblog.org/2012/01/19/sabine-mohamed/>

¹⁰ <http://streit-wert.boellblog.org/2011/10/12/katja-kinder/>

¹¹ <http://antjeschrupp.com/2010/10/08/altfeministinnen-jungfeministinnen-und-der-große-graben/>

¹² <http://www.iheartdigitallife.de/wir-schauen-zu-wie-wissen-verloren-geht-%E2%80%93-feministische-brüche-und-feministische-archive/>



Kerstin Wietusch
Pädagogin, Überparteiliche Fraueninitiative Berlin –
Stadt der Frauen e.V.

Aus einem ganz tief in mir verankerten Grund, kämpfe ich für die Gleichstellung von Menschen. Das also jeder Mensch auf dieser Welt einen Platz hat. Mein Lebensmotto heißt: Leben!

Die Gleichstellung ist eine Lüge. Das erste Mal in meinem Leben, dass ich mich als Frau gefühlt habe, war, als ich schwanger war. Ich habe meinen Bauch gesehen und hatte ein ganz neues Gefühl. Und irgendwann wusste ich: Aha, das ist das Gefühl einer Frau. Und erst später habe ich mich gefragt. Warum hatte ich dieses Gefühl nicht vorher? Warum hatte ich denn dieses Gefühl nicht schon mit 12 oder mit 11 oder mit 13 oder mit 16 Jahren und wo ist denn das hin. Und das Wort Gleichstellung ist ja ein schwieriges Wort, weil ich bin ja nicht gleich, gleich dem Mann, gleich meinem Mann.

Und diese klare Orientierung zu finden als Frau, was das überhaupt ist, das hat noch so ganz kleine Schühchen. Es ist gar nicht ausgewachsen. Es gibt und gab zwar sehr viele politische Diskussionen seit 100 Jahren. Hier geht es viel um Rollenbilder, dass sie sich verändern sollen. Aber wohin sollen sie sich verändern und entsprechen dann diese politischen Diskussionen von Frauen, dann auch meinem Inneren? Und genau mit diesem Widerspruch sitze ich auch hier vorne. Ich engagiere mich politisch, aber kann

mich oft nicht in der politischen Diskussion wieder finden. Und zwar emotional und körperlich. Geistig ja. Also es ist ja alles sehr ausformuliert. Es sind unglaublich intelligente Frauen da. Aber die Erde, auf der ich laufe, also mit meinen Füßen, mit meinem Körper, kann ich oft nicht fühlen, wenn ich zuhöre.

Die letzten 20 Jahre habe ich eben damit verbracht, genau das zu lernen. Meinen Körper zu fühlen, auf diese Weisheit zu hören, es überhaupt als Weisheit anzuerkennen, die wirklich zu 100 Prozent mir entspricht. Und das wäre mein Beitrag und da kämpfe ich gestern für, heute für und wahrscheinlich noch die nächsten 50 Jahre. Diese Informationen, die mein System, mein Körper mitbringt als Frau, ist praktisch da, wie eine Erlaubnis mit allen Frauen zusammen zu sagen: Jawohl, wenn es mir nicht gut geht, wenn es meinem Körper nicht gut geht, die Pflanzen kein Wasser bekommen, dann stimmt hier irgendetwas nicht. Und dann muss ich grundlegend etwas verändern.

Ich geh noch mal zurück auf den Punkt, wo eigentlich die Stärkung einer Frau liegt, um überhaupt in solchen politischen Ämtern arbeiten zu können. Mir scheint es, wenn ich in die Vergangenheit schaue, dass jede einzelne Frau doch eine sehr starke Einzelkämpferin sein musste, um ihren Platz zu behaupten, ihren Platz zu finden und immer vor dieser Front stand, die sagt: „Nö, wollen wir nicht. Es ist doch schön, wie es jetzt ist, ist es doch gut.“ Das war ein Grund für mich aus der politischen Arbeit auszuweichen, um nicht mehr in diesem Feuer zu stehen, um mich dem nicht mehr auszusetzen und mich und mein Herz gesund zu halten.

Das war ein guter Weg, weil ich ganz neue Dinge gelernt habe. Ich bin einen ganz anderen Weg gegangen. Ich habe in Gemeinschaften gelebt. Ich habe unheimlich viele Kurse gemacht zum Thema Kommunikation. Mich hat es stark beschäftigt, wie können wir kommunizieren, nicht nur unter Frauen, egal in welcher Gruppe um höchstmögliche Erfolge zu erzielen. Da gibt es ganz tolle Konzepte, die sind gar nicht neu. Die sind sogar alt. Es gibt eins von 1942. Das hat einen Nobelpreis bekommen. Wenn man die Kraft des Einzelnen zulässt und nicht drückt, z. B. durch die Leitung, dann kommt da etwas ganz tolles und neues bei raus. Und zu Zahlen. Wir sind

eindeutig mehr Frauen auf der Welt. Nicht weil wir es so geplant haben, sondern es ist so. Und deshalb möchte ich auch dass wir diesen Prozentsatz entsprechend hier die Macht haben und auch politische Entscheidungen treffen können. Wir reden noch von dieser 50/50 Verteilung. Vom Prinzip stimmt das gar nicht mehr. Ich arbeite in Familien und ich bin Großmutter geworden und ich habe eine Mutter, die heute hier sitzt. Das ist die Frau Wietusch. Sie sitzt hier vorne. Wir arbeiten seit einiger Zeit sehr eng, direkt aktiv zusammen. Ich habe eine Tochter, die noch sehr jung ist und die jetzt ein Kind bekommen hat. Ich sehe in welcher Selbstverständlichkeit sie all das anwendet, was ich bei ihr damals alles neu gemacht habe. Sie ist 18 Jahre alt. Sie weiß, wie man sich gesund ernährt, wie sie ihr Kind stillen kann, wie sie mit ihrem Mann zusammenlebt, wie sie die Wohnung sauber hält. Sie beschäftigt sich mit Sachen mit 18, da war ich 30. Wenn ich das sehe, dann habe ich die starke Hoffnung, dass es eine sehr schnelle Entwicklung gibt. Aber das passiert nur, wenn ich als Mutter ganz nah da dran bin und wenn ich die Augen auf habe. Auf die Generation vor mir schaue. Einer meiner Hauptarbeitsthemen ist dieser Schluss zwischen Mutter, Großmutter, Enkelin und Urenkelin. Das der wieder stimmt und diese Linie stark ist. Dann ist die Großmutter stark und auch die Enkelin.

Das wäre für mich auch so etwas wie ein neuer Blick auf die Frauenbewegung. Wir sind als ÜPFI ein generationsübergreifendes Projekt. Generationsübergreifend ist für mich nicht nur in freien Zusammenschlüssen, Gemeinschaften oder politischen Parteien in denen es unterschiedliche Alter gibt von Frauen, sondern dieser tatsächliche Zusammenschluss Mutter, Großmutter, Enkelin. Daran möchte ich die nächsten 100 Jahre arbeiten, dass da der Fluss wieder ist.

Ich möchte hier einbringen, dass bestimmte Begrifflichkeiten wie Liebe, Harmonie oder Schönheit, Poesie in die Politik und die politische Arbeit einfließen müssen. Das ist mir wichtig, weil ich mich dann wohl fühle und ich mich ausdehnen kann. Diese Energien sind wichtig, um eine neue Realität herzustellen, zu kreieren. Da entsteht dann Freude. Das ist meine Vorstellung von einer Zukunft.



Hannelore Buls
Deutscher Frauenrat, Vorsitzende

Mein Lebensmotto ist Unabhängigkeit, ich sein dürfen und das machen, was ich gerne möchte. Ich kämpfe dafür, dass ich das kann und dass die Frauen, die um mich herum sind, dass auch können.

Wenn man inzwischen 60 Jahre alt ist, gibt es eigentlich ganz viele Geschichten zu erzählen, die natürlich hier zu lang wären. Aber erst mal: Warum ich eben auf Magda so reagiert habe, war folgendes: Es war in der Schule der 60-er Jahre genau dasselbe. Genau das Gleiche wurde uns auch erzählt: Wir haben das Grundgesetz, wir sind alle gleichberechtigt, alles in Ordnung. Da habe ich mich das erste Mal gewundert, denn meine Mitschülerinnen in der Realschule, die wollten fast alle Krankenschwester werden. Da habe ich gedacht: Gott, wie kann man nur, also dieses helfen, das lag mir ganz fern, aber es war anscheinend ganz normal, jedenfalls für Mädchen. Das war aber eigentlich nicht das, was ich erzählen wollte.

Es gibt unter anderem zwei Erlebnisse, die mich dahin gebracht haben, was ich heute bin. Das eine fand ganz früh statt. Da war ich ungefähr sieben. Ich

muss dazu sagen, ich habe einen Migrationshintergrund, auch wenn man das weder hört noch sieht. Meine Eltern waren Auslandsdeutsche aus der heutigen Ukraine und wir haben eine ganz andere Kultur mitgebracht, als norddeutsch zu sein. Das musste ich mir erst erarbeiten, einschließlich eines anderen Dialektes. Und es gab diese Geschichte:

Ich bin ganz viel bei meinen Großeltern gewesen und ich habe immer versucht, mit meinem Großvater Kontakt herzustellen, was ganz schwierig war. Und meine Oma hat mir dann erzählt, mit leuchtenden Augen, wie schön der Opa früher immer mit meinem Bruder gespielt hat. Und dann habe ich sie gefragt: „Oma, und warum spielt der nicht mit mir? Der sieht mich doch gar nicht.“ Ihre Antwort war ganz einfach und schien für sie völlig einleuchtend: „Na, Du bist doch ein Mädchen.“ Ich wollte es nicht glauben und dachte, da müsse doch noch etwas anderes dahinter stecken. So fing ich an, frauenpolitisch zu denken.

Das war das Erste und dann gibt es eine zweite Geschichte, die mich auch in das Politische gebracht hat. Das fand an der Hochschule für Wirtschaft und Politik in Hamburg statt. Ich habe ja schon gesagt, mein Ziel ist, unabhängig zu sein und dazu gehört auch Bildung. Also ich musste noch dafür kämpfen, Bildung zu haben. Es war schon das höchste aller Gefühle, dass ich überhaupt die Realschule besuchen durfte. Ich hab daher erst mit 30 angefangen zu studieren. Damals war es für die meisten nicht normal, ein Abitur zu haben. Aus meinem Jahrgang hatte ein Mädchen von 84 SchülerInnen Abitur. Ich bin also an dieser Hochschule für Wirtschaft und Politik angekommen. Ich habe gedacht, ich mache mal weiter Betriebswirtschaft, weil ich schon einen kaufmännischen Beruf hatte, habe dann aber nach einem halben Jahr festgestellt, ich weiß das alles schon, was die mir da erzählen, weil ich eine gute Ausbildung hatte. Ich habe dann auf Volkswirtschaft und Soziologie umgestellt, was mir eine Basis für das lieferte, was ich jetzt beruflich mache.

Aber entscheidend oder einschneidend war folgendes Erlebnis. Es war damals die Zeit der RAF, falls man sich daran noch erinnert, die Rote Armee Fraktion. Die saßen damals in Stammheim ein und es war wohl kurz davor, dass die sich alle umbrachten. Und wie das damals so war, las ich dazu eine sogenannte

Wandzeitung. Ich weiß nicht, ob StudentInnen heute noch Wandzeitungen kennen. Das waren lange Papierfahnen, die so von der Decke runter hingen, wo etwas per Hand drauf geschrieben wurde, in Vollversammlungen und so. Auf dieser Wandzeitung also, da stand die Aufforderung an uns StudentInnen, Sympathisanten mit den RAF-Häftlingen zu werden. Und da stand ich nun da, so als stolze Studentin, habe mir das durchgelesen und habe mich dann erst mal umgeschaut, ob das jemand sieht. Ich stand ganz alleine davor und hab dann gedacht: Oh Gott, wenn ich das jetzt lese, bin ich dann schon eine Sympathisantin? Könnten sie mich ja jetzt auch verfolgen?

Dann habe ich erst mal in mich hinein gehört und gedacht, nein ich kann das doch lesen – wer hält mich davon ab? Ich entscheide das doch selber. In dem Moment habe ich erkannt, man hat mir eigentlich schon über lange Zeit beigebracht, ich darf nicht alles denken, was ich will. Ich darf nicht alles lesen, was ich will. Einfach so aus dem Alltäglichen heraus und das ist eben der Gegensatz zu dieser Lehre über die Wirksamkeit des Grundgesetzes. Und da habe ich mir gedacht: OK, das mache ich ab jetzt anders. Damit fing es eigentlich für mich richtig an – mit dem Politisch-sein. Danach habe ich mich auch für die neuen Frauenstudien an Hochschule Wirtschaft und Politik entschieden, denn dazu hatte ich schon aus meiner Berufstätigkeit viele Fragen, die mir niemand beantworten konnte oder wollte. Ich habe nach dem Studium noch mal einen Versuch gemacht, in einem Unternehmen als ordentliche Angestellte zu arbeiten. Aber das ist mir nicht mehr geglückt, weil dieser Kopf sich im weiteren Studium noch weiter von Unterordnung entfernt hatte. Auch aus diesem Grund bin ich dann Gewerkschaftssekretärin geworden, denn da darf man selbst denken und handeln.

Was mir im Laufe der Beschäftigung mit Frauenthemen und Frauenarbeit aufgefallen ist, ist eine wesentliche Veränderung. In den 70-, 80-, 90-er Jahren habe ganz oft erlebt, dass „Meinungsaustausch“ betrieben wurde, was bedeutete, dass es sozusagen das Ziel war, dass die anderen mit meiner Meinung nach Hause gingen, und das geht natürlich nicht. Es führt zu endlosen Streitereien. Jede will gewinnen. Wenn das Ziel der anderen Frau erreicht ist, muss

man alles tun, damit es beendet wird und das führt natürlich nicht weiter.

Irgendwann kam dann die Erkenntnis: Drum herum stehen unsere 1000 geborenen Feinde und klatschen alle in die Hände, dass „die Weiber“ sich gegenseitig zerfetzen. Daraus haben aber engagierte Frauen im Laufe der Jahre gelernt und was ich in den letzten 10 Jahren hier in Berlin erlebt habe, ist hierzu interessant. Ich bin seit 2001 in Berlin, mit der ver.di-Gründung in die Bundesverwaltung gegangen und wir haben, weil die Arbeit in ver.di ein breites Spektrum hat, eine Frauenabteilung, die übergeordnet tätig ist und da war ich bis jetzt. Wir beschäftigen uns unter anderem mit Gesetzen, mit anderen Organisationen und leisten nicht nur Betreuungsarbeit für Mitglieder, hier also insbesondere für Frauen, die im Betrieb arbeiten, die Basisarbeit gehört aber dazu. Aber meine Lieblingsbeschäftigung war immer das „Übergeordnete“, Texte, Programmatik, Rentenpolitik und so was.

Was mir also hier in den 10 Jahren in der Arbeit in Berlin auffällt, ist: Die damalige Situation hat sich völlig verändert. Es ist heute möglich, über Grenzen hinweg, z.B. auch hier, aber auch im Deutschen Frauenrat, gemeinsam an etwas zu erarbeiten, zu suchen, wo ist der Mittelpunkt, wo trifft frau sich. Das Bemühen nimmt zu, von auch politisch gegnerisch ausgerichteten Frauen die Meinung und das Anliegen der anderen aufzugreifen. Das ist eine Entwicklung, die dazu führt, dass wir heute z.B. zum Minijob, eins meiner Lieblingsthemen, mit CDU-Frauen sprechen können, mit Grünen-Frauen, mit Frauen aller Parteien gemeinsam daran arbeiten. An manchen Stellen ist es selbstverständlicher, an anderen weniger. Wobei sich aber auch erweist, dass die geborenen Bündnispartnerinnen, von denen frau meinte, sie würden sie unterstützen, nicht immer diejenigen sind, die das dann auch machen. Da muss man völlig umdenken.

Ich finde es toll, dass wir dazu heute in der Lage sind, dass wir teilweise auch eigene persönliche Interessen dafür zurück stellen können und sagen: Wir sehen jetzt erst mal, wo wir gemeinsam weiter kommen! Sich auf eine Linie stellen. Dabei kann ich als SPD-Frau selbstverständlich, falls mal eine CDU-Kollegin nicht teilnehmen kann, ihre Meinung ein-

bringen. Das ist eine hohe Qualität, die die Frauenpolitik inzwischen erreicht hat. Und wir wissen auch, dass wir ohne diese nicht weiter kommen. Ich habe immer wieder Erfahrungen gemacht, dass wir Situationen haben, wo diese „Leute drum herum“ uns immer wieder Bälle zu werfen, wo wir Gelegenheit hätten, uns gegenseitig das Wasser abzugraben. Das wollen wir aber nicht.

Sagen wir mal so: Wenn es bei dieser Arbeit nicht immer wieder bedurfte, andere Leute zu überzeugen dann wäre das ganz einfach. Einen Fortschritt haben wir sicherlich dadurch erzielt, dass es mehr Frauen werden, die sich daran beteiligen, die ihre Meinung auch deutlich sagen, die inzwischen angefangen haben, auch gegen Parteidisziplin trotzdem das Wort zu erheben und zu sagen: Ich will das aber anders, aus meiner frauenpolitischen Perspektive sehe ich das anders und das erkläre ich euch hier. Das ist vorhanden.

Aber dann stellen wir natürlich fest, dass wir bei den so genannten harten Themen wie der Ehegattenbesteuerung und der Rente für Frauen inzwischen frauenpolitisch wirklich angekommen sind, die also Geld kosten und die dazu führen können, dass vielleicht andere nachher weniger im Portemonnaie haben als jetzt. Gerade diese Personen, die davon aus ihrer Sicht erst mal negativ betroffen sind, werden schwerlich sagen: Ich möchte das jetzt sofort mal in Eurem Sinne ändern; z. B.: Ich will, dass meine Frau nicht mehr dazu verdient, sondern sie in der Lage ist, einen anderen, existenzsichernden Job anzunehmen. Das tun die nicht einfach so. Wir haben da uns gegenüber eine breite Front von Überzeugungstätern, die zwar wissen, es ist nicht mehr politisch korrekt, so zu handeln und Frauen von gleichen Rechten und Chancen fernzuhalten. Aber es gibt immer genau dann 1020 Ausreden, warum es so bleiben muss, wie es immer war. Entweder es kostet zu viel oder die Frauen wollen es so oder wir kommen gerade nicht dazu. Wir schreiben das mal ins Programm, aber später.

Diese Taktiken aufzubrechen, das wird uns noch bevorstehen. Ich glaube, das wird nicht gehen, ohne dass wir noch mehr Frauen sind, die daran arbeiten, ohne dass mehr Frauen auch in die Politik gehen oder in die betriebliche Mitbestimmung, und zwar

in die hochrangigen Stellen, wo das Ehrenamt auch tatsächlich etwas zu bedeuten hat und bewirken kann. Wir wollen Macht, denn die brauchen wir, um etwas zu ändern. Im Moment ist es so, dass die Macht anders verteilt ist und wir sind auch nicht immer auf derselben Seite, selbst wenn wir das manchmal glauben. Wir stellen oft fest, auf der Machtseite gibt es auch immer wieder Kämpfe, die nicht zu Gunsten der Frauenpolitik laufen

Irgendwann im Laufe dieser Beiträge ist mir eine Erfahrung eingefallen, die ich aus meiner Arbeit vortragen möchte: Bei einfachen Parolen muss man immer ganz vorsichtig werden. Denn: Unsere Anliegen zu erklären, dauert in der Regel etwas länger. Ich bin immer erst mal eineinhalb Stunden am Reden, und zwar notwendig in einer Weise, dass man mich auch verstanden hat, bevor ich einem dahergelaufenen Populisten einen seiner einfachen Glaubenssätze widerlegt habe. Das macht das Werben um Verständnis für unsere Ziele oft sehr schwer, wohingegen die Populisten es mit ihren einfachen Parolen meist einfacher haben. Die Welt ist komplizierter geworden, so wie wir sie heute bearbeiten müssen. Vielleicht hat das etwas damit zu tun, dass wir ein inzwischen frauenpolitisch weiterentwickeltes Land haben, dass wir uns heute zwar auch weiter bei den Grundsätzen aufhalten müssen, die nach wie vor für uns wichtig sind. Aber inzwischen haben alle gelernt, also nicht nur die, die so wie wir etwas in unsere Richtung bewegen wollen, sondern die auch anderen, die das eigentlich nicht wollen. So wie bei Deinem Beitrag, Carola, bei Dir habe ich so gedacht: Ja, so wie es eben in den 80-er Jahren möglich war, dass die Frauen sich die Mittel gegriffen haben, die damals opportun und möglich waren und die sie auch weiter gebracht haben. Das war erfolgreich, aber es gibt immer auch eine Gegenbewegung dazu.

Diese Erfahrung beinhaltet zum einen die Aufforderung: Wir dürfen auf gar keinen Fall stehen bleiben. Wir müssen uns mit dem weiter befassen, wie die Welt heute ist. 1967 war sie auch gut, aber anders. Immer dann, wenn ich gehört habe, „damals war das alles viel besser, machen wir es doch wieder, wie es mal war“, stelle ich fest: Das geht leider nicht, es ist unmöglich. In den letzten 20 Jahren haben wir z. B. nach der Wiedervereinigung und dem Zusammenbruch der verschiedenen Systeme eine neoliberale

rale Entwicklung erlebt. Da sind beispielsweise Methoden, die davor mal richtig waren, in ihr Gegenteil verkehrt worden und wir können sie eigentlich nicht mehr gebrauchen, weil die Verhältnisse heute eben anders sind. Wir haben dennoch immer noch mit ähnlichen Fragen zu tun, z.B. dass die ganze unbezahlte Arbeit von Frauen immer weiter ausgegrenzt worden ist, was gleichbedeutend ist mit der Kommerzialisierung von Teilen davon und deren Bestimmung über das ganze Leben.

Für uns bedeutet dies: Wir müssen neue Antworten und Wege suchen, um in einer veränderten Welt weiter an unseren Zielen arbeiten zu können. Wir müssen dahin kommen, das was heute geht und möglich ist anzuwenden. Dafür ist das nötig, was Kerstin Wietusch eingebracht hatte, nämlich das gegenseitige Vertrauen. Also ich als alte Frau muss vertrauen, ich muss sicher sein können, dass meine Anliegen da – bei den jungen Frauen – weiter verarbeitet werden. Ich werde das aufgrund meiner Generation nicht mehr selbst alles können. Ich werde nicht mehr alles begreifen, was da geht. Das ist die Aufgabe, die die jungen Frauen haben und dafür lohnt es sich mitzuarbeiten.

Was dann noch dazu kommt, ist die Machtfrage. Die Demokratie ist ein Weg, zu Macht zu kommen und wenn wir das nicht ergreifen, werden wir keine Chance haben. Das müssen auch die jungen Frauen begreifen.



Astrid Landero
Leiterin Frauenprojekt Paula Panke

Mein Lebensmotto ist, sich nie unter kriegen lassen und nach jedem Sturz auch wieder aufstehen.

Ich möchte hier eine Geschichte aus dem Frauenprojekt Paula Panke erzählen. Seit Jahren gibt es bei uns eine offene Gruppe älterer Frauen, die wir befragte haben, was nach Abzug aller Kosten wie Miete, Energie, Telefon zum Leben bleibt. Wir haben uns danach gefragt, wie diese Frauen mit ihren geringen Renten und Einkommen es überhaupt schaffen ein würdiges Dasein zu erhalten. Durch die Mietentwicklung, gerade auch in Pankow geht es bei vielen Menschen ans „Eingemachte“, viele verlassen auch ihren Kiez, ihre sozialen Bindungen aus Angst die Kosten für das Menschenrecht Wohnen nicht mehr leisten zu können. So entstand 2011 bei Paula Panke das Projekt „Dach überm Kopp – Wohnformen für Frauen“. Wir haben Genossenschaftsmodelle und gemeinschaftliche Wohnmodelle präsentiert. Wir haben die Politik aufgefordert aktiv zu werden, große öffentliche Veranstaltungen organisiert. Über 5000 Unterschriften wurden von Paula Panke und anderen Pankower Frauenprojekten gesammelt und dem Bausenator

Michael Müller überreicht. Wir haben früh auf ein gesellschaftliches Problem aufmerksam gemacht, die Öffentlichkeit wach gemacht, sensibilisiert und die Politik herausgefordert. Als soziokulturelles Frauenzentrum, entstanden in der aufregenden Wendezeit 1991, haben wir noch immer politische Ideale. Das treibt mich als Projektleiterin um und ermutigt auch, weil wenn wir Öffentlichkeit schaffen auch Veränderungen bewirken können.

Es gibt ganz oft Debatten bei uns zu Fragen wie: Wo ist sie denn die neue Frauenbewegung? Was ist Feminismus heute und sind wir Ältere denn vielleicht Angehörige einer untergehenden Art oder was auch immer. Angehörige älterer Generationen von Frauen fragen sich oft, was ist aus unseren Idealen geworden? Was ist mit den jungen Frauen? Wo sind sie? Aber vielleicht haben wir gerade als Ältere manchmal eine eingeschränkte Wahrnehmung. Weil wir uns oft nicht den neuen Medien stellen und weil wir nicht da sind, wo die jungen Frauen sind. Ich musste das auch ständig lernen. Als ich das begriff und mit jungen Frauen z.B. unseren Praktikantinnen debattiert habe, bemerkte ich auch, dass es heute sehr wohl eine kluge mutige junge streitbare Frauengeneration gibt.

Das ist natürlich heute anders, weil ja unsere Welt sich ziemlich verändert hat. Es ist nicht mehr, wie vor 20 Jahren. Magdalena Kemper sehe ich hier vor mir. Wir waren mal Kolleginnen an unterschiedlichen Orten, sie bei den „zeitpunkten“ beim SFB. Ich bei der ersten ostdeutschen Frauensendung „lila“ gemeinsam mit meiner Kollegin Tanja Braumann bei DT64 in der Nalepastraße. Damals haben wir im noch DDR-Radio begonnen uns mit Feminismus und den unterschiedlichen Lebensrealitäten von Ost- und Westfrauen öffentlich auseinanderzusetzen. Damit haben wir uns als Frauen bewegte Redakteurinnen wenig Freunde und auch Freundinnen gemacht. Ja, leider gab es auch viele Angriffe unserer Kolleginnen, die den Feminismus als etwas sehr Bedrohliches sahen. Das ist eine Erfahrung, die wir alle, glaube ich, teilen. Insoweit sehe ich da eine gewisse Kontinuität. Als jetzt auch ältere Frauen sehe ich meine Verantwortung gerade für und mit der jüngeren Frauengeneration. Wir können viel von ihnen lernen, aber sie sind auch neugierig auf unsere Erfahrungen.

Bei Paula Panke organisieren wir Kooperation und Gemeinschaftlichkeit verschiedener Frauengenerationen. Dies geschieht in den offenen Gruppen, bei Exkursionen und Veranstaltungen.

Gemeinsam mit dem Frauenzentrum Frieda haben wir im vergangenen Jahr unseren Geburtstag gefeiert. Dazu aufgetreten ist eine Gruppe junger feministischer Frauen, die sich „Muschiballett“ nennen. Schon dieser Name führte zu etwas Befremden bei den älteren GeburtstagsgästInnen, die sich aber auflöste durch den Inhalt des Programms, denn da fanden wir uns alle wieder.

Wir können nur politisch Wirkung erzielen, wenn wir als Ältere uns offen zeigen gegenüber jüngeren Frauengenerationen und ihren Problemen. Wir haben eine Praktikantin im September eingestellt aus Österreich. Sie ist 22, auf die Frage, warum sie ausgerechnet in einem Frauenzentrum arbeiten möchte, hat sie geantwortet:

„Ja, ich habe gesucht im Netz und Paula Panke erschien mir total interessant und politisch. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie es an meiner Uni zugeht. Was da an Frauenfeindlichkeit und Rassismus existiert. Ich werde sexistisch angemacht, von Professoren sexistisch behandelt. Es ist ein unglaublicher Sexismus wieder ausgebrochen und deswegen bleibt mir gar nichts anderes übrig, als mich feministisch zu bekennen und mich zu wehren. Auch deswegen bin ich bei Paula.“

Ich bin Carola von Braun sehr dankbar für das, was sie jetzt hier gesagt hat. Ich bin dankbar, dass ich trotz meines gebrochenen Fußgelenks an diesem wichtigen Kongress teilnehmen kann. Über das Thema habe ich mich gefreut, weil ich es für uns Frauen und die Gesellschaft überhaupt für aktuell, wichtig und sehr sehr zukunftsträchtig halte. Es ist genau das, was wir täglich erfahren. Wenn wir so ein bisschen meckern, warum Frauen sich nicht noch mehr einbringen in Politik, in Proteste. Dann hat das ausgedehnten Familien feindlichen Arbeitszeiten, mit vielfacher Überlastung von Frauen zu tun. Gerade im Osten der Republik beobachten wir jetzt ein Phänomen, dass Frauen sehr häufig nicht nur alleinerziehend sind, sondern in Familien nicht selten auch allein verdienend sind. Sie ernähren ihre erwerbslo-

sen Männer mit und die Kinder sowieso.

Aktuell erleben wir bei vielen Menschen und besonders bei Frauen eine außerordentlich hohe psychische und physische Belastung. Viele geraten an die Grenzen ihrer Belastbarkeit und erkranken. Das erfahren wir zunehmend in unserer Arbeit im Frauenzentrum.

Gerade junge Frauen mit kleinen Kindern, die sich beruflich profilieren müssen, bleibt wenig Zeit für sich, für eigene Interessen.

Das ist eine Tendenz der letzten 10 Jahre. Dieses Getriebensein um der Existenz willen, Erschöpfungszustände, dem Job hinterher ziehen müssen und diese Angst vielleicht irgendwann nicht mehr „mithalten“ zu können mit dieser Schnelligkeit. Daher finde ich es sehr wichtig sich für geringere Arbeitszeiten, für eine Entschleunigung des Arbeitslebens einzusetzen. Wir haben einen derart hohen Stand an Arbeitsproduktivität, dass heute in einer Woche so viel produziert wird, wie früher in 5 Jahren. Gleichzeitig haben wir 2012 eine Arbeitszeit und einen morgendlichen Schulbeginn wie im Industriezeitalter. Ich kann mich erinnern, dass ich als DDR-Frau fasziniert war vom Kampf der Gewerkschaften in der alten Bundesrepublik für eine 35-Stunden-Woche. Heute haben viele von uns eine 50 Stundenwoche und dies wird noch nicht mal in Frage gestellt. Das kann doch nicht gesund sein, nicht für den Einzelnen und nicht für die Gesellschaft.

Vielleicht sollten wir von diesem Kongress aus, mit der ÜPFI, eine Initiative starten zur Verkürzung der wöchentlichen Arbeitszeit. 30 Stunden wären heute genug. Vor allem für Frauen, die noch mehrfach in anderer Hinsicht belastet sind und auch häufig mehr Interessen außerhalb des Jobs haben als unsere männlichen Mitbürger.

Ein Impuls zur Arbeitszeitverkürzung gemeinsam mit den Gewerkschafterinnen.

Das wäre doch was.

Vortrag



Dilek Kolat,
Senatorin für Arbeit, Integration und Frauen
in Berlin

Rollenmodelle im Wandel – Beispiel Ballungsraum Berlin

Liebe Frauen,

Ich habe lange Jahre als Abgeordnete im Bereich Gleichstellungspolitik gearbeitet und insofern freut es mich, auch heute in der neuen Rolle als Senatorin, die überparteiliche Arbeit von ÜPFI zu unterstützen. Über das 20-jährige Bestehen können sich alle Frauen freuen!

Auch in Berlin haben wir ja ein Jubiläum gehabt: 20 Jahre Landes Gleichstellungsgesetz! Ich glaube hier können sehr viele Frauen, egal in welcher Partei, zurückblicken und stolz sein auf die Arbeit, die wir in diesen 20 Jahren geleistet haben.

Für meine heutige Rede habe ich Kriterien bekommen und an die werde ich mich auch halten. Aber die Frage, auf die ich mich ebenfalls konzentrieren möchte, ist: „Was ist eine Normalbiografie?“ Außerdem berichte ich über die Entwicklung der Geschlechterverhältnisse in der Demographie, der

beruflichen Ausbildung, der Hochschule, der Erwerbsarbeit, der Kita und der Schulen.

Aber zuerst möchte ich Ihnen hier gerne eingangs einige Thesen aus meiner Sicht mitteilen.

1. Traditionelle Geschlechterrollen mit geschlechtsspezifischer, hierarchischer Arbeitsteilung und mit männlichem Familienernährer, behindern individuelle Verwirklichungschancen.

2. Andere Länder haben es gezeigt, die sich schon sehr früh mit konsequenter Gleichstellungspolitik und geschlechtergerechter Familienpolitik und familienfreundlichen Infrastrukturen beschäftigt haben, dass in diesen Ländern die Frauenerwerbsquote deutlich höher ist und auch die Geburtenraten. Das sind die nordischen Länder, die schon seit den 80er Jahren eine konsequentere Politik betrieben haben als andere Länder.

3. Die Geschlechterrollen und die Geschlechterverhältnisse haben sich in den letzten Jahrzehnten auch in Berlin verändert, daran gibt es keinen Zweifel. Aber es scheint nicht ganz so klar zu sein, inwiefern diese Veränderung eingetreten ist. Die empirischen Daten sind hier unzureichend. Um ein Beispiel zu nennen, die Rolle der Väter in Familien oder in der Erwerbstätigkeit ist noch nicht empirisch erforscht.

4. Als vierte Vorbemerkung möchte ich gerne ein Beispiel nennen, wo moderne familienpolitische Maßnahmen wie Elterngeld oder auch Teilzeitmöglichkeiten, eben doch dazu geführt haben, dass sich Rollenbilder verändert haben und die Arbeitsteilung innerhalb der Familien anders geworden ist.

5. Die eigenständige ökonomische Existenzsicherung beider Geschlechter durch eine gute Ausbildung und durch Erwerbstätigkeit ist eine wesentliche Grundlage für Geschlechtergerechtigkeit. Das stellt auch das Gutachten der Sachverständigen Kommission zum ersten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung 2011 fest.

6. Das Fehlen von institutionellen Rahmenbedingungen ist für die bessere Umsetzung von Geschlechtergerechtigkeit leider immer noch ein Problem. Die aktuelle Bundespolitik trägt momentan wenig dazu

bei, um hier wesentlich zu verändern; dazu möchte ich einige Bemerkungen machen. Am Ehegattensplitting im Einkommensteuerrecht wird festgehalten, obwohl die EU das moniert. Aber auch, dass eine gesetzliche Frauenquote nicht durchgesetzt wird, ist ein Beispiel für diese Untätigkeit. Ebenso, dass Teilzeitbeschäftigungen und der Niedriglohnbereich immer mehr ausgeweitet werden, sind für mich Beispiele, die zeigen, dass die aktuelle Bundesregierung noch nicht genau erkannt hat, wo die Probleme liegen und dass sich eben auch gesellschaftlich etwas an den Rollenbildern geändert hat. Das muss die Politik mit ihren Maßnahmen auch abbilden.

Ich möchte gerne auf die Frage eingehen, was ist „normal“ und was ist eine Normalbiografie. Normalität ist aus meiner Sicht relativ. So genannte „Normalbiografien“ orientieren sich an statistischen Mittelwerten, sie sind veränderbar, zum Beispiel durch Politik. Und wenn ich mich als Beispiel nehme, bezogen auf die Druckschnittskarrieren meiner Herkunft in Deutschland, dann ist meine eigene Biografie alles andere als normal. Und wenn man das statistisch betrachtet, stellt man fest: auch für die Zeit, in der ich in die Schule gegangen bin, war ich auch statistisch nicht als normal zu werten.

Damals gab es schon ganz klare Rollenzuweisungen von meinem Umfeld, seitens der LehrerInnen aber auch anderer SchülerInnen, die ein ganz bestimmtes Bild von mir hatten: „Türkisches Mädchen, Mutter trägt Kopftuch, eigentlich ist es nur eine Frage der Zeit bis sie zwangsverheiratet wird, wenn sie Glück hat, wird es nur eine arrangierte Ehe, und eigentlich darf sie nichts und kann auch nichts.“

Gerade im frühkindlichen Bereich spürt man diese klare Rollenzuschreibung schon sehr. Und dann ist es nicht so einfach, sich aus dieser Zuschreibung herauszubewegen. Das heißt, die ersten Signale für Lebenswege werden schon früh gesetzt. Wenn das erst einmal verinnerlicht ist, entwickelt sich eine Normalität, die oft wenig mit dem eigentlichen Potential der jeweiligen Person zu tun hat. Wenn öffentliche Alltagsmeinung und sozialwissenschaftliche Forschung entsprechend von den nach wie vor einseitigen Berufsorientierungen von Jungen und Mädchen berichten, ändert sich da auch in Zukunft wenig.

Als nächstes möchte ich darauf eingehen, wie die demografische Situation in Deutschland, aber auch in Berlin, Einfluss nimmt auf die Entwicklungsdynamik der Geschlechterverhältnisse. Wir haben ja in Berlin eine etwas andere Situation als in anderen Bundesländern oder im Bundesdurchschnitt. Unsere Bevölkerungszahl steigt. Wir haben vor kurzem die 3,5 Mio. Grenze überschritten. Aber von der demografischen Entwicklung sind wir natürlich auch in Berlin betroffen, denn die Bevölkerung altert, auch wenn Berlin sehr attraktiv ist und sehr viele junge Menschen sehr gerne nach Berlin kommen. All das ändert nichts an der Tatsache, dass das Durchschnittsalter auch in Berlin steigt und auch die Lebenserwartung wird nach wie vor steigen.

Der Anteil der Menschen mit Migrationshintergrund beträgt zurzeit 25%. Auch dieser Anteil wird weiterhin steigen. Bemerkenswert ist, dass der Altersdurchschnitt bei den ZuwanderInnen deutlich geringer ist. Daneben haben wir sehr große Unterschiede was sozioökonomische und Bildungsunterschiede angeht. Bezeichnend ist für Berlin auch, dass wir einen sehr hohen Anteil von Alleinerziehenden haben. Schon 50% der Kinder kommen in nicht ehelichen Familien zur Welt.

Über 20 % der Berlinerinnen und Berliner - und das beschäftigt mich natürlich als Arbeitssenatorin sehr intensiv - haben keinen Berufsabschluss. Das ist bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit ein ganz großes Problem.

Zugleich haben Frauen in Berlin bessere Schulabschlüsse, ihr Anteil bei Hochschulabschlüssen liegt inzwischen bei 53%. Auch bei Menschen mit Migrationshintergrund ist der Hochschulabschluss bei Migrantinnen mit 29% höher als bei Migranten mit 25%. Das sind eigentlich positive Entwicklungen.

Ein Wandel, der mit den veränderten Zahlen und Familienmustern korrespondiert, ist bei der Einstellung zur Geschlechtergleichstellung und Rollenverteilung sichtbar. Karsten Widmann von der katholischen Hochschule in München hat 2011 eine Untersuchung für das BFM erstellt und dort stellt er folgendes fest: 86% der Bevölkerung stimmen der vorgegebenen These zu, dass Geschlechtergerechtigkeit ein für den Zusammenhalt der gesamten Gesellschaft

zu lösendes Problem ist. Hohe Zustimmungsquoten gibt es für Entgeltgleichheit, für mehr Frauen in Führungspositionen und für die Abschaffung der Nachteile von Frauen in Minijobs.

Wenig Zustimmung gibt es, und das hat mich schon ein wenig verwundert, wenn es um Veränderungen im Sozialen- und Steuerrecht geht, um mehr Sorgeverantwortung für Männer – und geschlechterbewusste Pädagogik. Dort gibt es weniger Sensibilität. Das hat diese Studie gezeigt, obwohl gerade in diesen Bereichen die Gerechtigkeitslücke zu schließen wäre.

Wenn man die Ergebnisse dieser Studie anschaut, ist also in gewisser Weise Verständnis da. Aber bei der Frage nach den Maßnahmen beschränkt man sich auf die Aussage, dass Frauen gefördert werden sollen. Das ist sicherlich ein sehr wichtiger Punkt. Aber darüber hinaus ist es ebenso wichtig, die Strukturen zu verändern. Es gibt Barrieren die verhindern, dass die Geschlechter in vielen Bereichen gleichgestellt werden. Dass hier strukturelle Veränderungen notwendig sind, wird noch nicht erkannt. Ebenso wird nicht erkannt, dass Partizipation von Männern an Familienarbeit und veränderte Rollenmuster zusammen gehören.

Der Demografische Wandel birgt also Chancen für eine Neuordnung der Geschlechterverhältnisse. Dazu gehört aber - und dass muss man an der Stelle sehr deutlich unterstreichen - eine konsequente und reflektierte Geschlechter- und Gleichstellungspolitik. Die geschlechtliche Rollenverteilung muss die Politik durch rechtliche und institutionelle Rahmenbedingungen verändern.

Als nächstes würde ich mir gerne den Bildungsbereich anschauen. Ich bin ja auch sehr intensiv mit dem Thema berufliche Bildung befasst. Eine ganz große Fragestellung ist, was passiert auf dem Ausbildungsmarkt, wie viele junge Frauen und Männer kommen aus der Schule, schaffen sie es eine betriebliche Ausbildung zu finden, gibt es danach eine Lücke und wie können wir diese Lücke schließen? Das beschäftigt uns sehr. Wo sind Bedarfe, gerade was Fachkräfte angeht und wie orientieren sich Jugendliche schon in der Schulzeit? Welche Berufe fassen sie ins Auge?

Bei den Top Ten der Berufe ist eine starke geschlechtsspezifische Differenz zu sehen. Nach wie vor ist es so, dass die jungen Frauen Friseurinnen und Verkäuferinnen werden wollen. Jungen wollen ebenfalls unverändert KFZ-Mechatroniker werden. Also hat sich hier in den letzten Jahrzehnten kaum etwas verändert.

Grundsätzlich ist es ein Problem, dass wir inzwischen über 360 Berufe in Berlin haben, die nicht nachgefragt werden. Die jungen Frauen gehen gerne in den sozialen Gesundheits- und Dienstleistungsbereich. Das sind meistens Berufe, wo schon die Ausbildungsvergütung sehr gering ist und wo es kaum Aufstiegschancen gibt.

Und bei den Jungen sind das handwerkliche Berufe, gewerbliche und technische Berufe, in denen sie bessere Einstiegsgehälter haben und bessere Aufstiegsmöglichkeiten.

Daran müssen wir auf jeden Fall was ändern, deswegen müssen wir insbesondere im Bereich der Berufsorientierung. Da reicht es mir nicht, es einfach als Erkenntnis hinzunehmen. Wir haben sehr verschiedene Konzepte und Projekte, wo es darum geht bei den jungen Menschen schon frühzeitig die Berufsfelder, die es auch gibt, bekannt zu machen. Da ist es sehr wesentlich, dass die ErzieherInnen und die LehrerInnen schon gendersensibel sind. Dass sie einen Blick dafür haben, welche Berufsmöglichkeiten es gibt, dass sie sehr früh schon nach den Fähigkeiten und der Eignung der jungen Frauen schauen und nicht diese klassischen Zuschreibungen machen, was die Geschlechter und die typischen Berufe angeht.

Hier liegt eine ganz große Aufgabe für uns. Wir wollen das Thema Berufsorientierung in Berlin insgesamt neu aufstellen. Wir wollen neue Mindeststandards definieren. Und dort gehören aus meiner Sicht gendersensible Aspekte ganz vorne weg dazu. Es reicht nicht, diesen Aspekt nur bei der Berufsorientierung viel stärker hervor zu heben. Es muss schon bei der Ausbildung der ErzieherInnen und der Lehrkräfte beachtet werden.

Im Hochschulbereich gibt es eine sehr positive Entwicklung, die reicht aber noch nicht. An den staatlichen Berlinern Hochschulen ist die Geschlechterquo-

te unter den Studierenden inzwischen ausgeglichen. Die Wahl der Studienfächer entspricht aber nach wie vor traditionellen Rollenmustern. Der Frauenanteil der AbsolventInnen hat sich in Berlin von 46% auf 53 % erhöht, das ist eine sehr gute Quote.

Allerdings liegt bei der Wahl der Studienfächer für Studentinnen der Schwerpunkt nach wie vor in den Bereichen Sprache und Kultur, Rechts- Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. In den Ingenieurwissenschaften hat sich immerhin der Anteil der Frauen verdoppelt. Von 2000 bis 2011 auf 12%. Da scheint es eine Tendenz nach oben hin zu geben, aber zu langsam. Auch hier gilt wieder: wenn wir beklagen, dass zu wenige Frauen in die naturwissenschaftlichen Studienrichtungen gehen, fängt das Problem schon bei der Wahl der Leistungskurse in der Schule an.

Ich erzähle gerne ein Beispiel von meinem Physiklehrer. Ich hatte mich nämlich entschieden, in Mathematik und Physik Leistungsfach Abitur zu machen. Nach meiner ersten Physik Leistungskurstunde, bin ich zu meinem Lehrer gegangen und habe ihm gesagt: „Ich will da wieder raus“. Ich war das einzige Mädchen, die Jungs waren sehr schlau, ich war danach so eingeschüchtert, dass ich gesagt habe „ich schaffe es nicht, in Physik Abitur zu machen“. Doch der Lehrer sagte: „Nein Dilek, Du bleibst da drin, Du bist gut und wir zeigen, dass auch Mädchen das können.“ Damit hatte ich mit meinem Lehrer einen Förderer, der gendersensibel war und wir haben dann gemeinsam durchgehalten. Er hat mich wirklich unterstützt und ich habe dann irgendwann festgestellt, dass die Jungs einfach nur eine große Klappe hatten: sie haben anschließend von mir immer abgeschrieben.

Die gemeinsamen Anstrengungen vom Berliner Senat, aber auch der Hochschulen sind auf nachhaltige strukturelle Veränderung und dem Ziel einer tatsächlichen Chancengleichheit von Frauen gerichtet. Als Beispiel möchte ich hier das Berliner Programm für Förderung der Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre benennen. Das ist ein wichtiges Instrument mit dem wir seit vielen Jahren gezeigt haben, dass man es schaffen kann, bei der Geschlechtergerechtigkeit im Hochschulbereich auch tatsächlich was zu bewirken. Wir sind seit 2005 Spitzenreiter, was der Anteil der Professorinnen angeht,

in Berlin 30%, im Bund 19%. Das ist ein Riesenerfolg. Er zeigt, wenn Politik und Hochschule, in diesem Fall, gemeinsam mit intelligenten Konzepten arbeiten, nicht nur individuelle Förderung von Frauen machen, sondern an den Strukturen arbeiten, kann es gelingen.

Wo gibt es die Barrieren, wie sind die Aufstiegsprozesse vorprogrammiert, warum scheitern so viele Frauen? Wenn man genau diese Barrieren lokalisiert hat und die beseitigt, dann schafft man es auch, die Wege für viele andere Frauen, die qualifiziert sind, frei zu machen. Das zeigen die Zahlen. Es liegt nicht daran, dass es nicht genügend qualifizierte Frauen gibt, sondern dass die Wege nach oben hin blockiert sind. Unser Chancengleichheitsprogramm hier in Berlin ist das Beispiel dafür, wie man so ein Problem systematisch angehen kann und dazu beitragen kann, dass mehr Chancengleichheit entstehen kann. Ich denke, und da hoffe ich auf die Unterstützung von ÜPFI, dass wir so ein Programm noch öffentlicher machen müssen. Außerdem würde ich mir wünschen, dass es solche Modelle auch für andere Bereiche gibt.

Ich möchte noch zu dem Bereich Erwerbsarbeit und Einkommen kommen. Obwohl die Erwerbsarbeit von Frauen kontinuierlich gestiegen ist, gibt es in den letzten Jahren auf dem Berliner Arbeitsmarkt für Frauen deutliche Nachteile. Noch dominieren Teilzeit und ein deutliches Einkommensgefälle von Männern zu Frauen. Der Anteil der Frauen bei den Minijobs ist überproportional und die Frauen sind bei Normalarbeitsverhältnissen unterrepräsentiert. In Berlin sind Frauen mit Kindern in der Mehrzahl erwerbstätig. Wir haben zudem einen sehr hohen Anteil von alleinerziehenden Menschen. Dort ist der Anteil der Frauen hoch und dort ist der Anteil der Arbeitslosigkeit auch relativ hoch.

Klar sichtbar wird, dass mit steigender Kinderzahl die klassische Rollenverteilung wieder greift. Ich denke mit der Einführung des Elterngeldes hat sich was verändert. Wir erleben öffentlich prominente Männer, die ganz offensiv, wenn sie Vater werden, sagen: „jetzt gehe ich in Elternzeit.“ Da hat sich sicher einiges verändert, dass Väter eher bereit sind, sich der Kinderbetreuungsfrage zu stellen. Aber was passiert wenn diese Zeit vorbei ist? Dann fallen alle wieder in

die traditionellen Rollen zurück. Also ich glaube, da hat sich insgesamt noch nicht so viel bewegt.

Die strukturellen Veränderungen auf dem Berliner Arbeitsmarkt verursachen mit Beginn des neuen Jahrhunderts, erhebliche Rückwirkungen auf die Erwerbsverhältnisse. Die Zahl der geringfügig Beschäftigten hat sich in Berlin auf 215.000 Personen im März 2012 erhöht. Dort haben wir einen Frauenanteil von über 55%. Ein erheblicher Anteil von Frauen ist ausschließlich geringfügig beschäftigt.

Auch was den Gender Gap angeht, sind wir in Berlin nicht ganz ungeschoren davon gekommen. Bundesweit ist er 23%, in Berlin 18%. Und auch im öffentlichen Dienst gibt es ein Einkommensgefälle von 7%. Da haben wir noch ordentlich zu tun.

Auch der Bereich Teilzeit- und prekäre Beschäftigung steigt in Berlin an. Wir freuen uns immer wenn die Statistik sagt, dass wieder Beschäftigungszuwachs stattgefunden hat, aber: Jeder zweite neue Arbeitsplatz ist in Teilzeit. Wenn Menschen freiwillig in Teilzeit gehen, ist das auch in Ordnung. Aber wir wissen, dass sehr viele Frauen unfreiwillig in Teilzeit sind, in einer Sackgasse stecken. Das macht mir Sorge in Berlin, wenn bestimmte Branchen sehr auffällig Vollzeit in Teilzeitbeschäftigung umwandeln und hier Normalarbeitsverhältnisse vernichtet werden. Frauen sind überproportional davon betroffen.

Im öffentlichen Dienst sieht es nicht anders aus. Diese berühmte Pyramide, die es überall gibt: je mehr sie in den Etagen hoch gehen, desto dünner wird der Frauenanteil, gibt es auch im Öffentlichen Dienst. Aber sie ist etwas flacher. Und dazu hat unser Landesgleichstellungsgesetz beigetragen. Da sind wir bundesweit Spitze.

Ein Gesetz allein reicht natürlich nicht. Ich muss immer darauf achten, dass das LGG auch überall umgesetzt wird. Jede Senatsverwaltung und jedes Unternehmen, das dem Land Berlin gehört, muss sich in Eigenverantwortung an dieses Gesetz halten. Es ist meine Aufgabe, darauf zu achten, dass sich, beim Anteil von Frauen in Führungspositionen, wie auch bei den Aufstiegschancen von Frauen etwas verbessert.

Ich finde die Debatte um Frauen in Führungspositionen etwas verkürzt. Wenn es um die Besetzung einer Spitzenposition geht, z.B. um die Frage, kriegen wir eine Polizeipräsidentin, da ist es natürlich sehr wesentlich, dass sich die Anzahl von Frauen erhöht. Beim Bereich Aufsichtsräte mit 42% haben wir in Berlin einen sehr hohen Frauenanteil. Das war dank unseres LGG.

Aber was Geschäftsführungen angeht, ist es noch sehr dünn. Wir können die Betriebe an einer Hand ablesen: BSR, BVG, RBB, Berlinpartner, das war es dann auch schon. Wir haben in der städtischen Wohnungsbaugesellschaft noch zwei Frauen an der Spitze. Hier muss sich noch ordentlich was tun!

Aber es geht nicht nur darum eine Spitzenposition mit einer Frau zu besetzen, sondern es müssen ja Frauen nachwachsen. Man muss dafür sorgen, dass die Frauen, die im öffentlichen Dienst auch da sind, über Frauenförderpläne, auch die Chance haben, sich karrieremäßig in der Verwaltung nach oben zu entwickeln. Darauf achten wir sehr.

Auch das Thema Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsarbeit ist natürlich ein großes Thema. Beides zusammenbringen heißt ja nicht nur Kinder und Arbeit, sondern inzwischen ja vielfach auch Pflege und Arbeit zusammenzubringen. Auch davon sind Frauen mehr betroffen. Es wird sogar so getan, als ob es nur ein Thema für Frauen sei. Das ist natürlich Unsinn.

Sehr schön fand ich bei der BSR, deren Gleichstellungskongress. Sie haben als Schwerpunktthema genommen, dass auch Männer sich selbstverständlich um Familie und Kinder kümmern. Auch für sie soll das nicht heißen, dass sie dann schief angesehen werden von der Führung: „was ist denn das für ein Mann, will er keine Karriere machen? Will er sich (etwa) um seine Familie kümmern?“. Da ist noch Eines zu tun.

Benennen möchte ich auch den ganzen Bereich der ErzieherInnen. Ich glaube, es ist hier sehr wesentlich, dass wir hier den Anteil von Männern erhöhen. Ich sehe Handlungsbedarf, was die Attraktivität und auch die Arbeitsbedingungen dieser Berufe anbelangt. Ich vergleiche das gerne mit dem Bereich Pfl-

ge. Da beklagen sich ja alle, dass wenig junge Männer sich für diese Berufe entscheiden. Aber eben für diese Bereiche ist es wichtig, dass beide Geschlechter vertreten sind, sowohl in den Kitas, als auch in den Pflegeberufen. Das hat aber etwas mit den Bedingungen zu tun.

Wenn die Pflegeberufe attraktiver wären, wenn die Arbeitsbedingungen und die Bezahlung besser wären, dann wären die Männer ganz schnell dabei. Da darf man nicht nur schauen, dass man für diese Berufe wirbt und feststellt, sondern man muss wirklich an die Ursachen ran und das heißt nun mal im Pflegebereich und im ErzieherInnenbereich, aber auch in anderen Berufsfeldern, wo verstärkt junge Frauen sich hin orientieren, dass wir dort zu einer Aufwertung kommen.

Eine weitere Beobachtung ist auch, dass wenn Männer sich in frauendominierte Berufe begeben, dies zu einer Verschlechterung der Entlohnung führt. Anders herum: wenn Frauen sich in männerdominierten Bereiche begeben, heißt das nicht automatisch, dass Sie die gleichen Erfolge erzielen können. Das ist im Bereich Jura nachgewiesen. Obwohl viele Frauen Jura studieren, bekommen sie die Spitzenjobs als Anwältin in den Spitzenkanzleien nicht. Die bekommen nach wie vor die Männer. Deswegen muss man auch hier darauf achten, dass es gleichberechtigter zugeht.

Wir haben mehr Handlungsfelder als die, die ich hier aufgezählt habe. Ich finde unsere Zusammenkunft heute auch deshalb so wichtig, weil ich der Meinung bin, wir brauchen Politik und Zivilgesellschaft zusammen. Vor allem brauchen wir gerade was Gleichstellungsfragen anbelangt einen parteiübergreifend Konsens - und das gelingt, zum Glück, sehr häufig.

Das konnte ich erleben, als ich im Bundesrat dem Antrag zum Thema gesetzliche Quotenregelung zugestimmt habe. Da waren sehr viele Frauen aus verschiedenen Parteien dabei, die dafür gesorgt haben, dass deren Länder diesen Antrag unterstützen. Hätten wir nach klassischer parteipolitischer Aufteilung zwischen den Ländern entschieden, dann hätten wir keine Mehrheit im Bundesrat dafür gehabt. Das heißt, wo Frauen parteiübergreifend für die gleiche Sache gekämpft haben, konnte so ein Beschluss zu-

stande kommen. Aber wir wissen alle, dass der Bundesrat nicht alleine entscheiden kann. Jetzt ist der Ball beim Bundestag. Und dort sind bedauerlicher Weise die Mehrheiten eben nicht so, dass man sich in Richtung einer gesetzlichen Quote entscheidet. Auch da müssen wir dran bleiben. Politische Mehrheitsverhältnisse können sich ja verändern!

Jenseits der politischen Verhältnisse ist es wichtig, sich parteiübergreifend für gleichstellungspolitische Ziele einzusetzen. Und in diesem Sinne freue ich mich auf die Diskussion mit Ihnen und auf die weitere gute Zusammenarbeit mit der Überparteilichen Fraueninitiative!

Danke schön.

Vortrag



Mechtild Jansen
Sozialwissenschaftlerin, Publizistin, Autorin, Berlin

„Gesamtgesellschaftliche Arbeitsteilung“ – oder: Ein Kontinuum von Freiheit, Sozialität und Demokratie

Mit meinem Vortrag wurde ich gebeten, auf folgende Fragen bzw. Themen einzugehen: Was bewirkt gesamtgesellschaftliche Arbeitsteilung? Wie sind die Ressourcen verteilt? Einige der bestbezahlten Tätigkeiten wirken destruktiv in Bezug auf gesamtgesellschaftliche Wertschöpfung; einige der am schlechtesten bezahlten Tätigkeiten tragen überproportional zu dieser bei. Männer und Frauen leisten unterschiedliche Beiträge zu gesamtgesellschaftlicher Wertschöpfung. Unter folgender Gliederung gehe ich dieser Aufgabe nach:

1. Zur Lage
2. Die geschlechtliche Teilung und die grundsätzliche Veränderung der Arbeit – Arbeit in Veränderung
3. Was bewirkt Arbeitsteilung?
4. Wertschöpfung – was wirkt destruktiv, was konstruktiv? Unterschiedliche Beiträge von Männern und Frauen
5. Konsequenzen

0. Einleitung

Wenn ich es richtig verstanden habe, so stellt die Tagung die Frage nach dem Zusammenhang von Leistung, wie sie in unserer Gesellschaft verstanden und mehr noch praktiziert wird, von Ungleichheit, von Geld und Wert und von Politik. Das geschieht unter der Perspektive der Gleichberechtigung von Frau und Mann, die zu messen ist an den herrschenden Verhältnissen einer jeweiligen Gesellschaft.

Je länger ich mit den Fragen des Feminismus, der Geschlechter, der Arbeit als gesellschaftlicher Gesamtarbeit und der Gesellschaft, mit Leistungsverständnis, Geld und Markt beschäftigt bin, desto schwieriger wird es mir, treffende und perspektivreiche Aussagen zu diesem Thema zu treffen. Die Lage ist kompliziert, widersprüchlich, komplex. Politische Lösungsvorschläge sind doch oft sehr vereinfachend und gehen deshalb schnell an den Problemen vorbei. Die moderne Gesellschaft hat beileibe noch keine Antwort gefunden, wie modernes Berufsleben und wie modernes soziales „familiäres“, d.h. vielgestaltiges, herkunftsbestimmtes und / oder frei gewähltes Leben und wie Sorge für Kinder, Alte, Kranke und schlicht füreinander aussehen und miteinander verbunden sein kann, dass es zum Wohle der Einzelnen wie der Gesellschaft wäre. Es herrschen auf diesen Feldern höchst unterschiedliche und gar gegensätzliche Bedürfnisse und Regeln, die sich nicht miteinander vertragen und angesichts der Dominanz der Politik des Geldes hochproblematisch werden. Der Aufstieg der Frauen markiert eine Zeitenwende. Er stülpt alles von unten nach oben und von unten bis oben. Nach der Teilung der Arbeit – hier unbezahlte „Aufzucht“-Arbeit durch Hingabe der Frauen und da bezahlte Wirtschafts-Arbeit durch Verausgabung und Herrschaft der Männer – muss beides miteinander verbunden werden und Arbeit einen grundlegend anderen Bezugspunkt erhalten. Sie muss so frei wie gebunden an den konkreten Menschen werden, wenn Produktivität der Gesellschaft neu entwickelt werden soll.

Denn wer trägt noch Sorge in unserer Gesellschaft? An Aufputsch- und Förderungsanstalten nebst dazugehöriger Wellness fehlt es nicht. Sie ernähren sich vom Mangel der Gesellschaft. Durchsetzen und nicht Hingabe sind gefragt. Sorge trägt weder Vater,

noch Mutter noch Vater (oder Mutter) Staat. Dahin kann und will und soll niemand zurück. Aber die Sorge füreinander ist noch nicht an ihre Stelle getreten, nicht individuell, nicht politisch, nicht strukturell und systemisch.

Die Frauenbewegung hat die alte Ordnung noch nicht infragegestellt. Sie verlangt erst einmal den Eintritt der Frauen in sie. Je mehr sie darin erfolgreich ist, desto mehr Probleme treten auf und desto weniger kann bleiben, wohinein sie einzutreten verlangte. Auf diese Herausforderung gibt es bisher keine wirkliche Antwort. So sind eigentlich neue, sehr grundlegende Erforschungen, Denkprozesse, Beratungen und Diskussionen nötig. Diese Tagung mag dazu schon beitragen.

Ich werde im folgenden einen Blick (1) auf die Rollenteilung zwischen den Geschlechtern und ihren Wandel werfen, (2) den Charakter der Arbeitsteilung heute und mit ihr die tiefe Veränderung der Arbeit wie ihren Leistungscharakter selbst zu benennen versuchen, (3) deren Wirkung beleuchten, (4) mich der Frage der Wertschöpfung zuwenden, um (5) Konsequenzen aus meiner Analyse zu ziehen und die Frage nach der Politik zu stellen.

1. Zur Lage der Rollenteilung

Allem Anschein nach sieht es so aus, als seien die Frauen nicht nur hierzulande, sondern auch global unaufhaltsam auf ihrem Weg und doch kommen mir aus Abstand betrachtet die Kämpfe um Gleichberechtigung des Öfteren wie ein ewiges Katz- und Mausspiel vor.

Allem Anschein nach ist in jüngerer Zeit geradezu von einer neuen Frauenbewegung bzw. einer neuen Etappe ihrer Bewegung zu sprechen. Junge Frauen meldeten sich mit eigenen Stimmen zu Wort; es gab heftige Debatten zwischen den verschiedenen Generationen der Frauenbewegung; weit übergreifend kämpfen die Frauen für die Vollendung beruflicher Gleichstellung; die Forderung nach gleichem Geld ist in den allgemeinen Mittelpunkt vorgedrungen; so viel Kita-Debatte wie zuletzt hat es noch nie gegeben; die Frauen nun selbst aus dem Establishment distanzieren sich nicht mehr von der Quote, sondern fordern sie; das Betreuungsgeld ist zum Übererregter

für ein seltenes Bündnis fast des ganzen Landes mit Ausnahme bayrischer Beharrer geworden. Ausgerechnet die junge Frauen-Ministerin stellt eine Identifikationsfigur unter umgekehrten Vorzeichen dar – einig ist man sich in der Gegnerschaft zu ihr. Stehen wir kurz vor der endgültigen Lösung der Frauenfrage? Oder werden hier doch eher Oberflächenphänomene hoch gehängt und die wirklichen Probleme tiefgestapelt? Sind die Themen von neuer Brisanz oder offenbaren sie Stagnation in den Debatten?

Allein die Debatte über die Quote als Gesetz hat den abtretenden oder gerade neu aufziehenden Männern der Wirtschaft Beine gemacht, in kürzester Zeit sprunghaft mehr Frauen an die Spitzen und in die weitere Karriere zu befördern. Das Studium der Ökonomie wird mittlerweile von Frauen bevölkert. Die Geschlechterkluft im Leben ist zum wirtschaftlichen Thema geworden. Frauen sind zu Hauptnährerinnen geworden, wo Männer ausfallen. Die Finanzkrise wusste man gar im Testosteronspiegel der Männer zu verorten und Frauen wurden flugs von vielen als die besseren und moralischeren und vernünftigeren Managerinnen apostrophiert. Und nicht zuletzt: Auch Frauen rechnen mehr und mehr in der Währung der Zeit, dem lieben Geld.

In der Politik ist der Durchbruch an die Spitze geschafft – wir haben eine hoch angesehene Bundeskanzlerin, der in den Ländern mittlerweile ebenso angesehene und erfolgreiche Ministerpräsidentinnen gefolgt sind, heißen sie Kraft, Lieberknecht oder Kramp-Karrenbauer. Man traut ihnen allesamt mehr zu als den zur Auswahl stehenden Männern. Die Frauen erscheinen und stellen sich dar als ehrlicher, angenehmer im Kontakt und der Kommunikation, ruhiger in der Politik – obwohl diese sich nirgendwo unterscheidet von dem, was wir heutzutage nahezu überall finden. Das ist nicht wirklich überraschend, Frauen sind nicht per se besser oder anders und sie handeln auch nicht per se so. Die Frauen sind – international noch auffälliger, weil in noch direkteren (etwa ehelichen) Bezügen – Erben ihrer Männer, die es nicht mehr vermochten, auf welche Weise auch immer. (Bisweilen erben sie auch die Korruption und treiben sie gar zu neuen Blüten, wie in Argentinien zu beobachten ist. Oder sie treten auf als Sauberfrau wie in Brasilien, obwohl sie bis zu ihrem Amtsantritt Teil des Ganzen waren.)

Arbeit und Leistung der Frauen in der Gesellschaft finden mehr und mehr Aufmerksamkeit und Anerkennung. Frauen arbeiten, sofern diese Arbeit für eine Gesellschaft notwendig ist, im Beruf und zu Hause mehr und sie verdienen dabei weniger, sie sind hoch gefragt. Sie sollen sich steigern. Nachdem sie zuerst nicht dürfen sollten, kann es jetzt gar nicht genug sein mit der Erwerbstätigkeit von Frauen und der Bedeutung ihrer Rolle gleichwohl in der ganzen Gesellschaft. Es ist natürlich eine tolle Angelegenheit angesichts der Konditionen, die sie Wirtschaft und Gesellschaft bieten. Nur beim gleichen Geld hapert es noch ein bisschen, aber gerade das gehört ja dazu, das macht die Sache ja so vorteilhaft. Die traditionelle Arbeitsteilung jedenfalls gehört der Vergangenheit an.

Frauen sind also auf dem Weg. Über alle Schwierigkeiten setzen sie sich hinweg, mag man ihnen auch noch so oft nachsagen, sie wollten ja irgendwas gar nicht wirklich. Frauen, die vorwärts wollen, wachsen einfach immer wieder nach – und mit ihnen die Probleme, mögen diese auch immer wieder mit neuem Gesicht erscheinen. Es ist paradox, es geht vorwärts und rückwärts zugleich. Die Fortschritte sind grundsätzlich irreversibel und die Rückschritte gehen doch gleichzeitig mit ihnen einher. Wenn zwar „alles möglich ist“, das jedoch nur im Einzelfall unter Sonderkonditionen, so ist die Veränderung nur eine punktuelle oder weichgespülte oder sie evoziert Überlastung durch die Doppelung bekannter Modelle (etwa wenn Frauen die traditionelle Männer- und die traditionelle Frauenrolle gleichzeitig spielen oder Mann wie Frau Rundum-Karrieren nachgehen) – es gibt den Aufstieg nur um den Preis des Missbrauchs oder des Abstiegs an anderer Stelle oder von anderen. Der Unterschied besteht zwischen quantitativer, formaler Veränderung und einer neuen inhaltlichen Qualität, die Grenzen verlaufen oft haarscharf aneinander vorbei. Nicht jede Frauenpolitik ist herrschaftskritisch. Wirkliche umfassende Geschlechterdemokratie aber führte zu einer neuen Gesamtqualität von Gesellschaft, von Familie, Arbeit und Wirtschaft. Davon kann nicht die Rede sein.

Im Gegenteil – noch sind Frauen ein Mittel zur Steigerung der herrschenden (Leistungs-)Ideologie. Frauen sind als ökonomische Ressource und Effizienzquelle gefragt und sie selbst rechnen Wirtschaft

und Gesellschaft ihre ökonomische Vorteilhaftigkeit trickreich, naiv oder gläubig ständig vor, gehe es um Karrieren, Banken- und Unternehmensspitzen, Vereinbarkeit von Beruf und Familie o.a.m. Einstmals qualifizierte die Frauenbewegung diese Rollen als Lückenbüßerinnen, Krisenstopfer, Trümmerfrauen, verordnete DDR-Emanzipation o.ä. Heute finden es alle fortschrittlich, jedenfalls super. Die Ökonomie, das Geld aber repräsentiert nur einen Aspekt des Ganzen und das Grundgesetz, sei es mit der Würde, der Gleichberechtigung oder dem Bürgerrecht, steht allemal über ihm. Alle wirtschaftlichen Zahlen freilich haben in der gegenwärtigen Finanzkrise und der ihr zugrunde liegenden Loslösung der Märkte von der Realität eine besondere Eigenschaft gewonnen: sie bilden verselbständigt ins Unendliche geschrieben am Ende eine Null. Geld und Wert finden keine Entsprechung mehr. Darunter findet eine Aushöhlung von Wirtschaft und Gesellschaft statt und noch dies ist eine ferne Folge (auch) der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. (Dort beißt sich die Katze am Ende selbst in den Schwanz. In ihrem Versuch, der geschlechtlichen Teilung zu entinnen, werden Frauen (und Männer) am Ende ihr Opfer).

Wenn unter Leistung (nicht selten losgelöst von fachlicher Qualifikation) unter den Strich nichts anderes als Effizienz und die Steigerung von Effizienz verstanden wird, mit der der Mensch mit seinem konkreten Körper soweit als möglich und über die Grenze hinaus mittels des Einsatzes von (vom Mensch losgelöster, möglichst abstrakter) Intelligenz, der richtigen Denkweise und von Stärke durch Technik, Organisation, Plan, Macht, Systeme ersetzt wird (oder ersterer für das zweite verfügbar gemacht wird) – so ist dieses Leistungsverständnis nichts als der Anfang und die erneute Bestätigung aller Ungleichheit und der Anfang des gnadenlosen Aussortierens aller „Schwächeren“. Dies gilt einmal mehr, insofern der weiche Mensch auf der symbolischen Ebene den weiblichen Teil des Ganzen darstellt, während der männliche Teil sich auf harte Materie und Systeme stützen kann. Unter diesem Regime von Leistung also sind Frauen hoch gefragt.

Von der Naturressource zur Wirtschaftsressource aufgestiegen – immerhin eine gesellschaftlich höher angesehene, die aller Krise trotzend unverändert höchstangesehene Ressource an sich – eröffnet

Frauen immerhin die Option, zu Subjekten neuer Wertsetzung zu werden, um dem tatsächlich gleichem Geld teilhaftig zu werden.

Davor liegen ein paar Hindernisse. Frauen werden just in einer bemerkenswerten Zeit begehrt. In allen grundsätzlichen Fragen der Arbeit, Arbeitszeit und –teilung herrscht große Stagnation, obwohl ständig allerorten modernisiert und gesteigert wird. Es ist der Moment, wo das System des Geldes und seiner wundersamen Vermehrung vor dem Zusammenbruch steht und die Politik zum „Abwinken“ ist, wo sie doch gerade Existenzielles verhandelt. Billionen von Schulden und Krediten, unrechnbare Größen – sie werden nicht bleiben können. Der allumfassende Glaube an das Geld wankt, Zweifel und Unglaube und Angst haben sich gegen alle Verdrängung tief eingenistet. Was ist überhaupt noch irgendetwas wert, sei es ein materieller oder ideeller Wert? Reichtum und Armut – das eine ist zum Skandal im Lichte des anderen geworden, während der Mensch, Menschlichkeit und Humanität schwinden.

Gleichzeitig zerbricht sich die Öffentlichkeit, wohin man schaut, den Kopf über die Gründe der fortbestehenden Ungleichheit zwischen den Geschlechtern. Es heißt, Frauen wählten die schlechter bezahlten, meist „typisch weiblichen“ Berufe; sie erlitten familiäre „Einbußen“, arbeiteten in Teilzeit, unterbrachen für die Familie; sie duldeten Männer, die sich vor der Hausarbeit drücken; gründeten als Selbständige nur aus der Arbeitslosigkeit heraus, wechselten ihre Herkunftsbranche, um wieder zu Neulingen in kleineren Unternehmen mit geringerem Umsatz und wenigen Mitarbeitern zu werden, zögen die unprofitable Dienstleistungs- der Technikbranche vor; wollten unbedingt freie Zeiteinteilung haben; jobbten nur und hätten Selbstzweifel, wollten gar keine Karriere und lieber Kinder. Den Mangel an Kita-Plätzen, Tagesmüttern, Erzieherinnen allüberall und deren schlechte Bezahlung braucht man da kaum noch zusätzlich zu beklagen.

Die Erklärung der Ungleichheit misst sich stets und immer und unverändert in Relation zum Mann und seinem traditionellen Leben, Arbeiten und Wirtschaften. Am Ende ist unentwegt ihr Tun und Lassen weniger wert, weil Frau Frau ist. Vorgesehen ist als Maßstab allein das Modell Mann, sei es der altmo-

dische oder der moderne Mann, das die „richtige“ Frau zu erfüllen hat, ohne das weibliche Modell ablegen zu können – oder wer das nicht will, spielt als Frau wie Mann das Modell Frau und erntet Armut im Doppelpaket. Aber es bleibt ja die große Wahlfreiheit dazwischen, die ganze Palette an „eingeschränkten“ Rollenmodellen für Frauen: mal Zuverdienerin und bei Not heute auch Alleinverdienerin; Teilzeitarbeiterin, Minijobberin, Phasenerwerbsarbeiterin, Phasenhausarbeiterin, vollerwerbstätige Alleinerzieherin, Wiedereinsteigerin, Aussteigerin etc.... (Die Erklärungen der Ungleichheit sind uralte, langweilig, nervtötend beschränkt, oberflächlich, phantasielos – sie sind Ausreden).

Zusammengefasst ist festzustellen: Der Aufstieg der Frau und der Ausstieg aus der traditionellen Arbeitsteilung zerfällt vor dem zerfallenden und noch im Zerfall verharrenden Alten, das die Frauen plötzlich auch noch mitschultern sollen. Dies geschieht zudem zu den „allerletzten“ Bedingungen, regellos oder geregelt oder regelunterlaufend, je nach Bedarf.

2. Die geschlechtliche Arbeitsteilung und die grundlegende Veränderung der Arbeit

Auf einer allgemeinen Ebene lässt es sich folgendermaßen bilanzieren und deuten:

Die geschlechtliche Arbeitsteilung hat sich multipliziert und gewandelt, verschwunden ist sie nicht.

- Frauen spielen alle Rollen, die von den traditionell männlichen bis zu den traditionell weiblichen reichen, ebenso trifft dies jedoch auch, wenngleich bislang seltener als umgekehrt, bei Männern zu. Väter, Erzieher, Pfleger und zarte Jungs machen Schlagzeilen. Das ist die Tendenz.
- Wenn so die quantitativen Verschiebungen auffallen, die qualitative bleibt dahinter zurück. Wo Frauen in männliche Domänen einziehen, fällt der Wert des eroberten Gebietes, wo Männer in weiblichen Domänen einziehen, werden nicht selten Frauen verdrängt oder reüssieren Männer vor ihnen. Auf der symbolischen Ebene bleiben die alten Bewertungen und Konnotationen. Auf den „männlichsten“ Feldern finden sich die wenigstens Frauen und dies nicht selten als die „tougheren“ und einsameren Männer, auf den

„weiblichsten“ die wenigstens Männer und dies nicht selten als Vorgesetzte.

- Trotz quantitativer Veränderung in der Arbeitsteilung, die Verteilung der Ressourcen bleibt noch ungleicher als die Zuteilung der symbolischen Werte: Geld, Macht, Status, Sicherheit, Freiheit, Freizeit, Bedürfnisbefriedigung der Körper und Seelen, Kultur, Institution u.a.m. weisen große Diskrepanzen zwischen Frauen und Männern auf.
- Der Besitz der Machtmittel bleibt ebenso ungleich: Militär, Polizei, Technik, Unternehmen, Staat, Forschung, Medien, oberste Justiz etc. und wenn – wie in der Bundeswehr – die symbolisch betrachtet „weiblichen“ Aspekte aufgenommen werden, dann in Unterordnung zu den symbolisch „männlichen“ und zur Perfektionierung des Ganzen mit innerer Grenzauflösung. Nicht der Abbau von Repressionskraft, im Gegenteil ihre Verfeinerung, Modernisierung und Perfektionierung finden statt. Diesen Machtmitteln werden die gesellschaftlichen Finanzströme zugeführt.
- Währenddessen wird in den symbolisch (eher) „weiblichen“ Bereichen heftig gekürzt und abgebaut. Ohne dass Frauen hier bereits gleichermaßen wie Männer an die Spitzen gekommen wären, während Frauen Basis und Bauch dieser Systeme bilden: Bildung, Gesundheit, Psychologie, Justiz, Kultur, Universitäten, Medien.
- Die geschlechtliche Arbeitsteilung hat sich nicht nur multipliziert und gewandelt, sie ist (vor allem) abstrakter geworden:
- Während die (symbolisch) männliche („harte“, vom konkreten Menschen möglichst entfernte, losgelöste, auf dingliche Mittel gestützte, körperlose) Arbeit aufgewertet worden ist, ist die (symbolisch) weibliche („weiche“, an den konkreten Mensch und an Körper und Ort gebundene) Arbeit abgewertet worden. Und dies gilt für alle, ob Mann oder Frau diese Arbeit verrichten. Wer sich dem Muster des modernen starken Mannes unterwirft bzw. es erfüllt, ist „gut“, wenn nicht „exzellent“, egal welchen Geschlechts, welcher Hautfarbe, Religion oder sexuellen Orientierung. Hier kennt die Norm keine Unterschiede. Wer das „weibliche Muster“ lebt, wird geduldet, vielleicht in Sonntagsreden gelobt, und sofern es sich um einen Mann han-

delt, noch eher belobigt oder geachtet als eine Frau, die nur ihre „normale“ Rolle lebt.

- Während die in diesem Sinne „männliche“ Arbeit weniger wurde, in geringerem Ausmaß zu Verfügung steht und härter um sie konkurriert wird, wächst die „weibliche“ Arbeit im Umfang mehr und mehr, umso umfangreicher, je mehr Aufwand das Leben heute erfordert und je mehr Erwerbstätige aus den offiziellen Arbeitsmärkten heraus geworfen oder in ihnen unter Druck gesetzt werden.
- Während in scheinbarem Gegensatz dazu (nämlich zu diesem hohen Wert dieser Art Männlichkeit), tatsächlich in logischer Folge dessen) ein schwacher Mann in der sozialen Skala unserer Gesellschaft absteigt, (weil er sich von einer der gestaltigen modernen (Elite)Männlichkeitsnorm zu weit entfernt) steigt die starke Frau in der sozialen Skala auf, weil sie dieser Norm – unter noch größerem Aufwand als beim vergleichbaren Mann, d.h. in Wirklichkeit noch größere (und letztlich zu bewundernde) Leistung als dieser erbringend – entspricht.
- Leistungsstark, körperlich dominant, fit, unbehindert, auf schnelle Weise Cash und Rendite versprechend, aber auch schön, schlank, perfekt inszeniert in Körper, Aussehen und Show, kommunikationsfähig und gefällig, korrekt, sauber in der Oberfläche und Außenfassade – diese sowohl (symbolisch) männlichen wie weiblichen geschlechtlichen Momente sind dabei von beiden Geschlechtern gefordert, um dahinter unterschiedslos möglichst knallhart zu sein. Karriere und Spitzenpositionen sind ohne sie nicht denkbar. Dahinter dürfen fachliche, sachliche und menschliche Qualifikationen allen offiziellen Ordnungen zuwiderlaufend zurückbleiben.

So ist auf dem Wege der Multiplizierung, Wandlung und Abstrahierung der geschlechtlichen Arbeitsteilung diese selbst hinterrücks einmal mehr gesteigert worden. Das gleiche gilt für den Einsatz von Ressourcen. Dem Feminismus, feministischen Frauen (und Männern), die die neue Frau hervorgebracht haben, ist so der (Lebens)Saft abgedreht bzw. die Luft zum Atmen genommen worden. Das Motto lautet: Gut, wenn Ihr wollt, tauschen wir Frau gegen Mann, damit alles beim Alten und das System erhalten bleibt, indem es noch modernisiert wird. Alles muss sich

ändern, damit es bleibt wie es war. Mag das diesmal auch ein paar Männern das Leben kosten.

Die geschlechtliche Arbeitsteilung ist jedoch nur ein Aspekt. Allerdings ist sie zentral für das Gesamtsystem der Arbeit, einer Arbeit, die sich gegenüber der Vergangenheit grundlegend und dramatisch verändert hat, sodass von einer neuen andersartigen Arbeit und von einer neuen sozialen Frage auch zu sprechen ist. Geschlechtliche Arbeitsteilung, Arbeitsteilung und Veränderung der Arbeit sind nur im Kontext zu erfassen und zu verstehen.

- Arbeit heute ist extrem kleinteilig und speziell (dabei kaum mehr als arbeitsteilig wahrnehmbar) und zugleich pro Person rundum den ganzen Menschen und die ganze Zeit fordernd geworden. Diese Arbeit ist hinsichtlich der Selbstvermarktung für alle umfassend und zugleich schmal bezogen auf das eigene Selbst geworden. Sie muss alles enthalten, nur der Mensch ist externalisiert. So ist Arbeit allumfassend, in ständiger Ausdehnung und zugleich äußerst eng und in Auflösung.
- Alles wird Arbeit, sie lässt sich nicht mehr abgrenzen und eingrenzen, Arbeit ist – auch räumlich – immer und überall. Freizeit, freie Zeit, Muße sind Mangelware.
- Arbeit hat viele Formen angenommen: Existenzarbeit, Selbstarbeit, Sorgearbeit, Berufsarbeit, Job-Arbeit, (Fort-)Bildungsarbeit, Hausarbeit, Netzwerk- und Beziehungsarbeit, Freizeitarbeit, Körperarbeit, politische Arbeit – der im klassischen Sinn berufstätige Mensch ist eine Minderheit geworden
- Je weniger bezahlte, desto mehr unbezahlte Arbeit gibt es.
- Arbeit ist allzu oft ohne Zusammenhang und Sinn.
- Oben in der Hierarchie der Arbeit gibt es keine Zeit, unten in der Hierarchie gibt es zu viel Zeit und beides verursacht neue Arbeit.
- Traditionell häusliche, in privater Form erbrachte (u.U. indirekt öffentlich gestützte) Arbeit ist in öffentliche Instanzen ausgewandert, in Behörden und Einrichtungen für Menschen, Kinder, Jugend, Alte. Die Zahl der zu Versorgenden wächst, die Instanzen agieren von oben mit einem Konzept, wie Versorgung zu sein habe, ihre

Quantität und Qualität in Existenz, Ausstattung und Personal sind unklar und unzureichend, wenn sie nicht im Abbau sind. Sie werden mehr und mehr den Marktgesetzen unterworfen und unterscheiden sich damit nicht mehr von den übrigen Arbeitsmärkten offizieller oder inoffizieller, geregelter oder ungeregelter Art.

- Das Ehrenamt kompensiert alle Lücken, die gerissen werden, es ist den einen Rettung in wenigstens überhaupt eine Arbeit und den anderen Legitimation ihres sozialen Elitestatus.
- Nachhaltigkeit gibt es in der Arbeit und den Arbeitsprozessen immer weniger.
- Diese Arbeit bedeutet Ausbeutung des Menschen, noch seiner puren Menschlichkeit. Sie lässt keinen Raum für nachhaltige Sorge für den Menschen, das menschliche Wohl und das gesellschaftliche Wohlergehen, keinen Raum für Menschenliebe und Menschenrechte um des Menschen selbst willen, ohne dass er oder sie Zwecke zu erfüllen hat. Eine solche Sorge ist ohne Wert und ohne Geld – und einstmals „freie“ Ressourcen für sie sind vom Markt aufgefressen worden. Also entfällt sie. Dies steht in der Tradition der Missachtung „weiblicher“ Arbeit, die selbst noch längst einmal mehr abgewertet und wertlos gemacht wird.
- Mit dieser Veränderung geht eine Auflösung gesellschaftlicher Normensysteme einher, ohne dass neue geschaffen worden wären.
- Sie hat einen Substanzverlust in der Arbeit insgesamt zum Ergebnis. Die Produktion wird hohl, zum Schaum, zur Show, zur Täuschung, zur Oberflächenpolierung. Traditionell „weibliche“ Arbeit wird noch in ihren Resten aus der bezahlten Erwerbsarbeit verdrängt, solide werthaltige alte (patriarchale) „Männer“arbeit verschwindet und der Berg ungetaner, nicht zuletzt weil unbezahlter Arbeit wächst.
- Hinzuzunehmen schließlich ist der dazugehörige Wandel des „Inhalts“ von Arbeit. (Wichtige) Arbeit ist vor allem und zuerst zur Informations- und Kommunikationsarbeit, zur hochspezialisierten Fach(Hand)arbeit, zuletzt zu Kopfarbeit, zu Sozialarbeit, zu Kreativität geworden – es gibt keine Trennung zwischen diesen Arbeiten mehr – am Ende wird sie zu nichts als zur Arbeit am Mensch selbst,, die jedoch nichts wert sein soll – weshalb wir alle unter ihr leiden.

- So erschließt sich die Notwendigkeit einer nachhaltigen und sehr prinzipiellen Kritik am gegenwärtig (tatsächlich angewandten) Leistungsbegriff unserer Gesellschaft, der in einen unsichtbaren, aber gerade darum umso festeren Zusammenhang mit ungleichen Geschlechter- und Menschenverhältnissen steht. Gegenwärtig ist unser Leistungsbegriff nur mit spitzen Fingern anzufassen, ein Euphemismus, von dem eine große Fehlsteuerung der Gesellschaft ausgeht. Er folgt den „Werten“ des Marktes, das Urteil ist in die Preissetzung eingeschlossen. Die Preissetzung ist das (Wert-)Urteil. Der Wert des Marktes ist das Geld als solches, von dem sich nicht leben lässt.
- Was aber ist für uns, für ein gutes Leben ein Wert? Wir haben über Werte und die Schaffung von Werten für ein gutes Leben zu reden.
- Frauen sind unabhängiger und freier nun, sie haben mehr Wahlmöglichkeiten, als Individuen sind sie selbständig. Aber wie frei sind sie? Sie sind abhängig von Arbeitgebern, einem funktionierenden Selbst oder vom Selbstunternehmertum, der Härte der Freiheit und neuen Zwänge ausgesetzt. Neue Qualitäten sind nun nur noch kollektiv zu erreichen, in Anerkennung menschlicher Abhängigkeit und Bedürftigkeit und allgemeinen Regularien der Fürsorge (Solidarität) mit- und füreinander. Selbstbestimmung findet in dieser existentiellen Lage ihre Grenzen, ohne dass Fremdbestimmung an ihre Stelle treten darf.

3. Was bewirkt Arbeitsteilung?

Diese über die Geschlechterfrage hinweg fein zisierte Arbeitsteilung als Spaltung bewirkt Hierarchisierung, Vereinzelung, Abwertung des Menschen, implizierte, verborgene, implantierte Ausbeutung, Diskriminierung, Ungleichheit und soziale Ungerechtigkeit, freiwillige Selbstaussbeutung, Selbstkolonisierung, und Selektion der „Schwachen“. Das steht in Gegensatz zum einstigen Ausgangspunkt der Frauenbewegung, die sagte: Keine Frau ist frei, solange nicht alle frei sind (und sie werden das nur sein, wenn mit ihnen auch Männer freier und gleicher werden). Das ist ein unverändert gültiger Maßstab, ein zu erstrebendes „Gesetz“, auch wenn keine Auslegung je „rein“ sein wird.

Mit der Geschlechterfrage, der Arbeitsteilung und Arbeit stellt sich die soziale Frage noch einmal neu oder zusammen mit der Veränderung der Arbeit eine neue soziale Frage. Diese soziale Frage stellt sich als „ganze“ menschliche Frage, als existentielle Frage, als ein Kontinuum von ‚Freiheit‘, ‚Sozialität‘ (inkl. aller Lebewesen, alles Lebendigen) und ‚Demokratie‘. In ihr wurzelt auch die Frage nach Arbeit und nach Arbeitsteilung, nach Leistung und Wert und Geld und Politik.

Die neue soziale Frage ist Resultat der tiefen Veränderung der Arbeit im Kontext der veränderten Welt. Die Welt ist eine strukturell abstrakte und singuläre geworden, in der die Politik, privatisiert und vergesellschaftet zugleich, in den Akt der Preissetzung in der Wirtschaft ausgewandert ist. Der Mensch verschwindet hinter diesem Akt, ist existentiell getroffen und isoliert als Einzeller, und falls er sich zur Gesellschaft öffnet, wird er gefangen zum Bestandteil eben jenes Muster und seiner Erfüllung.

Drei Probleme vor allem sind dabei entstanden, die die neue soziale Frage umreißen: eine neue Produktion findet nicht mehr statt, Ausbeutung und Selbstkolonisierung betreffen den Menschen direkt und ungeschützt, strukturelle Veränderung vollzieht sich zugunsten des Einzelteils und dessen Macht ohne jeden Zusammenhang.

Die Position in Erwerbsarbeit und Kapital, in Wirtschaftszweig, in Erdteil, in Alter, Geschlecht, Herkunft, Familienstand, Bildung, genetischer Ausstattung, Gesundheit – vor dem Hintergrund einer „ungelösten“ Arbeitsproblematik überhaupt – impliziert eine immanente und innere Potenzierung der sozialen Frage statt deren Verschwinden. Sie macht soziale Spaltung so endlos wie fließend, so geschlossen wie scharf teilend, und schafft dabei neue Qualitäten von oben und bis unten, bis hin zu Ausgeschlossenen. ...

Es sind nicht mehr Klassen, die noch, wenn auch hierarchische, Bezugnahme voraussetzen, die die Gesellschaft sozial bestimmen. Die Gesellschaft ist vielmehr anarchisch und klassenlos und doch immer hierarchisierter geworden, mindestens situativ. Sie nimmt gerade deshalb keine Rücksicht auf das Individuum und selektiert Unfähige, Unwillige, Un-

brauchbare wie das Unfähige, Unwillige, Unbrauchbare in ihm, wie sie zulässt, dass eine im doppelten Sinn flüchtige Elite sich abgekoppelt. Diese Gesellschaft gebiert zwei spezielle sich wechselseitig bedingende Phänomene: eine extreme Abhängigkeit der Einzelnen wie ihre Entkoppelung zugleich. Das eine Ende bilden die Überflüssigen, das andere die Losgelösten. Es ist ein System, das nach zwei Seiten ausschmeißt und sich entleert. Es verkörpert dabei immer noch allgemeine Abhängigkeit und allgemeine Abhängigkeitsverhältnisse mit zwei extremen Polen quasi in seinem eigenen Außerhalb und doch zu ihm gehörig: einem oben (im Äther) und einem unten (unterhalb der Erde). Diese allgemeine Abhängigkeit besteht paradoxerweise ohne jede Berührung seiner Teile miteinander.

Im Geld – nicht zuletzt als Zahleneinheit für Leistung – verdichtet sich die ganze Irrealität der Gegenwart. Das Ergebnis liegt im Phänomen des Schwindelns und des Schwindens von Arbeit zur Existenzsicherung bei gleichzeitig wachsender Anstrengung und des Anwachsens von mühseligster Arbeit aus Mangel. Der Arbeitsbegriff löst sich auf, alles wird auf irgendeine Weise Arbeit. Aber nichts Neues entsteht, nur jede Menge Unrat. Neue Produktivität findet nicht mehr statt. Aus Reichtum wird Armut. So bedarf es einer neuen (Selbst-)Aufklärung ebenso wie einer neuen sozialen Revolution der Arbeit, diesmal vom Mensch ausgehend, es bedarf seiner Antwort auf die ihm offerierte, aber übergestülpte Veränderung der Arbeit und Arbeitsidee. Es ist eine Frage nach den gesellschaftlichen Werten, die sich in den Werten der Arbeit ausdrücken. Bedürfnisbefriedigung und Lebenssicherung, Selbstbestimmung, Demokratie, Freiheit, soziale Beziehungen, Gesellschaft und Sozialität im weitesten Sinne sind und schaffen neue wertvolle Arbeit.

Das einzige, das gegenwärtig/zuletzt auf dem Markt etwas wert ist, ist der Verbrauch dessen, was da ist und nicht, was geschaffen wird. Die Humanressource ist erst interessant, wenn sie fertig ist (oder insofern sie auf die „richtige“ Weise fertig werden soll) und solange sie voll funktioniert. Und während in aller Munde von Kreativität laute Rede ist, Manager sie sich in Schnellkursen mit Gewalt aneignen wollen, ist Kreativität das Einsamste, Langsamste und Unberechenbarste, das sich denken lässt. Ihre „Pro-

duktion“ ist – da „ineffizient“ per se nicht marktfähig – ideell und materiell wertlos. Erst wenn ein Original sich in Kopie und Masse oder in symbolischen Elites-tatus und somit Gewinn umsetzen lässt, werden ihre Ergebnisse interessant. Geld und Macht gehen Stufe für Stufe Hand in Hand, je weiter oben desto mehr. Politik ist auch nur eine Ware, mit der nach Größe des Etats gehandelt wird. Sie werden vom modernen Einzelnen in der Selbstausrichtung adaptiert. In die Ressource Mensch wird nicht nur nicht investiert, gewiss nicht bis zu ihrer existentiellen Dimension. Abgespalten vom menschlichen „Rest“ wird die menschliche Leistungsfähigkeit instrumentalisiert, missbraucht und verbraucht. Abhängigkeit und Bedürftigkeit werden ins Nirwana externalisiert. Es gibt keine Instanz der Sorge mehr – (bis auf Reste auch nicht den Staat).

Das wird sich erst wieder ändern, wenn die Arbeit am Mensch mindestens so viel Wert ist und – solange der Markt existiert und davon ist weiter auszugehen – entsprechend bezahlt wird, wie die Arbeit an Technik, Organisation und Macht und Geld – wenn die geschlechtliche Arbeitsteilung in ihren elementaren Grundlagen aufgehoben wird.

4. Wertschöpfung – was ist destruktiv, was ist konstruktiv? – Unterschiedliche Beiträge von Frauen und Männern?

Was schöpft denn Werte? Es ist die Achtung vor dem Mensch, allen Lebewesen, allem Lebendigen und der Welt; die Sorge und Pflege; die Arbeit und Tätigkeit für Existenzsicherung und Wohlergehen, Gesundheit und Entwicklung; Erziehung, Bildung und Lernen; Kultur; Politik für das gemeinsame Menschsein, für Freiheit, Liebe, Gerechtigkeit und Menschenrechte; alles das, was konstruktiv aufbaut, fördert und produktiv sein lässt (u.a.m.) – was Werte schöpft und vermehrt. In diesem Sinne kann der Reichtum einer Gesellschaft unendlich sein.

Was umgekehrt destruiert Werte? Alles, was Mensch, Leben und Welt niederhält, ausbeutet, unterdrückt, diskriminiert; blanke Zerstörung, Missachtung, Gewalt, Rechtlosigkeit und Ungerechtigkeit, Dominanz, Macht und Herrschaft – sie zerstören Werte, verkörpern die „negative“ Destruktion (im Unterschied zum Vergehen-lassen, sterben, beenden, abbauen,

stoppen etc., die zum Leben gehören).

Frauen und Männer leisten unterschiedliche Beiträge zur Wertschöpfung – wie auch zu deren Destruktion. Sie liegen auf unterschiedlichen Gebieten, sie werden mit unterschiedlichen Mitteln betrieben. Zerstörung und Aufbau im Äußeren und Inneren in der Dualität der Geschlechter einst polarisiert gegenüberstehend, sind heute so durchmischt, wie die Geschlechterverhältnisse insgesamt. Bis dato dominiert die Herrschaft der Männer mit ihren dazugehörigen Strukturen, Ressourcen und Mitteln. Ihnen untergeordnet – jedoch nicht moralisch höherwertig – liegen die Möglichkeiten der Frauen zu beidem. Opfer- und Täterrollen sind nicht zuletzt je nach Ort ungleich verteilt. Die strukturelle, machtpolitische und persönliche Gewalt und Übermacht der Männer ist weit abgebaut, wie wir gesehen haben, aber die abstrakte „männliche“ Dominanz ist nicht wirklich beseitigt, oft nur modernisiert. Die Möglichkeiten der Frauen zur inferioren oder gleichgestellten Gegengewalt oder Eigenmächtigkeit freilich sind erheblich gewachsen. Die Machtverhältnisse haben sich deutlich gewandelt. Frauen haben zumindest in der Vergangenheit neben allem Unglück auch „Glück“ gehabt. Sie bewegten sich traditionell und auch heute in mancherlei Hinsicht auf verschlungenen Wegen noch immer außerhalb des direkten Geld- und Machtkreislaufes – er steht ihnen stärker indirekt und in geringerem Ausmaß zur Verfügung und so liegt ihre Macht eher im Dunkeln und in größerer Unsicherheit. Der Unterschied liegt am Ende wirklich in der gesellschaftlichen Bewertung – in Werten und Bezahlung.

5. Konsequenzen

Wie lauten die wichtigsten Botschaften und Konsequenzen aus dieser Analyse und Einschätzung?

- Neue Wertschöpfung muss – 1. – erst einmal stattfinden – das geht nur über freie Menschen-subjekte.
- Es geht – 2. – um eine Vorstellung neuer Produktivität in Wirtschaft und Gesellschaft – die nur vom Menschen in seiner Kreativität in Gang gesetzt werden kann.
- Frauen – 3. – können Subjekte der Wertsetzung sein (mit Männern ggf. von ganz allein).
- Es kommt – 4. – auf die Arbeit am Mensch an,

eine Idee von Gerechtigkeit, die Freiheit und Liebe impliziert und zugleich eine pluralistische Arbeitsgesellschaft ermöglicht.

- Arbeit wäre – 5. – zu begrenzen, Platz für Muße zu schaffen und Investition in den Mensch vorzunehmen.

Die Ökonomie bezieht ihre Kraft aus materiellen und ideellen Werten, die Mensch zum Leben braucht. Wenn aus Geld Geld gemacht werden soll, so ist das Versprechen der wundersamen Brotvermehrung nicht symbolisches Gleichnis über die Kräfte der Menschen als aufeinander Bezogene, sondern ein Betrug. Geld, das sich selbst als Wert setzt, verändert alles – alles, was wertvoll und kostbar ist – es vernichtet – vernichtet Geld, Wert, Leistung. Nun wären diese Elemente wieder in einen Zusammenhang zu bringen. Die zentrale und mittlerweile dringlich gewordene Frage dabei ist die nach der Bewertung, der Bezahlung und Verteilung der Arbeit am Mensch. Werden hier Geld, Geist und Wille investiert, lässt sich die geschlechtliche Arbeitsteilung beenden.

Die Konsequenz läge in einer denkbar großen und allgemeinen Kampagne für einen anderen höheren Wert der Arbeit am Mensch, die Feministinnen, frauenbewegte Frauen, engagierte Männer und all ihre denkbar vielen Bündnispartner und –partnerinnen initiieren könnten. Es wäre ein Programm des Wertes der kritischen Konstruktivität – ein Anti-Krisenprogramm, wie es es bisher nicht gegeben hat.

Der Kapitalismus wird wohl bleiben – wir alle sind er, inkl. der Gesellschaft in ihrer geschlechtlichen Teilung – wir alle sind irgendwie beteiligt und eingebunden. Frauen und Männer sind als Individuen verantwortlicher denn je, so ohnmächtig wir erscheinen, so ohnmächtig wir sind! Wir können nicht heraus. Entscheidend ist der Grad an „Dissidenz“, den wir leben. Deshalb ist die Einheit von Form und Inhalt in der Politik, die heute mindestens bei der ersten Person beginnt, wenn sie nicht dort auch endet, und solche Politik also in jeder unserer öffentlichen Handlungen – heute vor allem Markthandlung – liegt. Gerechtfertigt wird man durch Gerechtigkeit und marktkritisch durch marktkritisches Handeln. Definieren und unterscheiden wir, welchen Normen und Werten, Pflichten und Freiheiten, Gebühren

und Kosten und Steuern wir folgen wollen, um den Raum zu öffnen für freie Arbeit zur Existenzsicherung, menschlichen Entfaltung und menschlichen Größe, für freie demokratische Staatsbürgerlichkeit, Verbundenheit und Beziehung, Solidarität und Gemeinwohl, nicht zuletzt für Sorge füreinander, wo wir ihrer bedürfen.

Abhängigkeit und Bedürftigkeit haben wir deshalb – neben Autonomie und Freiheit – einzubauen, Macht und Ohnmacht zu teilen und in unserem Bild und unserer Praxis von Arbeit und Arbeitsteilung vorzusehen. Wir sind ein Leben lang angewiesen auf andere und anderes, um selbst sein zu können. Wir bauen den menschlichen Wert, den Wert des Menschen in die Wirtschaft ein und lassen uns ihn etwas kosten. Unsere Gesellschaft ist so reich, dass sie es sich leisten kann und muss zu ihrer eigenen Entwicklung. Das verbindet sich mit einer neuen Vorstellung von Produktivität von Wirtschaft und Gesellschaft.

Es ist ein viel weiter reichendes Programm als der Sozialstaat. Es wäre der Bau einer Sozialgesellschaft, die systemisch den Wert des Menschen realisiert.

Die Investition in die ungeteilte Ressource des Menschen kann erfolgen

- über die Investition in die Berufe der Lehrer, Erzieher, Pflege, Führung, Politik (gute), Familienarbeit, Sorge, Kultur
- über die Investition in Rechte, Arbeitszeiten, Arbeitsbedingungen, Beweglichkeiten etc. pp.
- über die Investition in Infrastruktur, Integration, Heilung, Rehabilitation statt Aussonderung, in Lernen und Kultur,
- über die Investition in Kinder und Alte und Kranke
- über die Investition in die Lebensfähigkeit eines jeden Menschen, in Kreativität und Absicherung von existentiellen Risiken,
- in entsprechende (neue) Gestaltung von Technik, Markt, Organisation, Industrie(-produkten), Staat etc.
- über den Aufbau gesell. Ansehens, Auszeichnung etwa zur „Pfleger(in) des Jahres“ (à la Manager des Jahres), über Ausbildung, Titelvergabe, Bezahlung, über die exponierte Gestalt der Gebäude und Einrichtungen, Berichterstattung, Preise etc. pp.)

- in der Aufwertung und Investition in die Arbeit am Mensch liegt der Sammelpunkt von all dem und anderem mehr.

Solches Engagement verläuft quer zu bisherigen Fronten.

Es lässt uns zu Subjekten der Wertsetzung werden – bis hin zu den Preisen auf den Märkten.

Es lässt uns individuell und kollektiv handeln.

Es bedeutet Rückeroberung von „Herrschaft“ über das eigene Leben und Selbstbestimmung wie Demokratie und Sorge.

Das ist Politik, hierüber vollzieht sich Rückeroberung von Politik, einer Politik auch im Eigeninteresse der Politik des Geldes.

Der Aufstieg von Frauen (und anderen traditionellen „Minderheiten“) im Abstieg – in der gegenwärtigen Krise wird es nicht mehr weitergehen wie bisher. Es kommt ein Moment der Neuordnung. Frauen (Männer, Menschen) können „echte“ pionierhafte Krisenlöserinnen sein, grenzüberschreitend in jeder Hinsicht. Sie beginnen dann eine Neubestimmung der Wert-Ware-Preis Verhältnisse – wenn soziale Beziehungen nun schon zu einer „Ware“ geworden sind. Krisen und Zusammenbrüche erfordern (meist so schmerzliche wie befreiende) Neuanfänge und Bewegungen für Neugründungen.

Podium:

Arbeit in Gewerkschaften, Parteien, Bürgerinitiativen – wo machen Frauen mit, was muss sich ändern, um mehr Frauen für die politische Arbeit zu gewinnen?



Angeregte Diskussionsbeiträge aus dem Publikum





Dr. Christina Klenner
Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Institut in
der Hans Böckler Stiftung

Herzlichen Dank für die freundlichen Worte. Ich habe eine ganz kleine Vorrede zu machen, weil ich zwar schon ganz langjähriges Gewerkschaftsmitglied bin, aber ich bin eben auch in den meisten Abschnitten meines Lebens nur ganz einfaches zahlendes Gewerkschaftsmitglied gewesen. Und keine Funktionsträgerin und insofern würde die Diskussion auch ein bisschen anders laufen, wenn die eine oder andere, die wirklich in hohen Positionen in der Gewerkschaft ist, hier säße.

Ich habe aber auch sehr viel mit Gewerkschaften und Gewerkschafterinnen über viele Jahre hinweg zu tun gehabt und ich forsche selber auch über dieses Gebiet. Unter anderem befragen im WSI wir ganz regelmäßig Betriebsräte.

Wie sieht eigentlich die Arbeit eines weiblichen Gewerkschaftsmitgliedes aus? Ich nehme wahr, dass das in vielen frauenpolitischen Diskursen nicht so bekannt ist und auch nicht eine so große Rolle spielt. Als einfaches zahlendes Mitglied kann sie natürlich in die Lage kommen, und wir haben das ja auch gehabt, zu streiken, in einem Arbeitskampf zu stehen und wirklich auch Rückgrat zeigen zu müssen. Ich war sehr beeindruckt vom Streik der Krankenschwestern, die an den Universitätskliniken für einen Tarifvertrag gestreikt haben. Noch nicht mal

für einen ganz konkreten Geldbetrag, sondern für den Verbleib oder die Rückholung eines Tarifvertrags. Oder der Streik der Erzieherinnen, der jetzt vielleicht 2 Jahre her ist, in den Kitas. Hier ging es vor allem um die hohe Belastung und die Frage: Kann man eigentlich gesund in diesem Beruf alt werden? Und natürlich waren verkoppelt damit indirekt auch Einkommensfragen.

Dann kann ich als Frau ehrenamtlich engagiert sein. Sowohl in den so genannten normalen Liniengremien. Ich kann es aber auch in der gewerkschaftlichen Frauenpolitik sein. In den Gewerkschaften gibt es seit langem die Tradition, dass die frauenpolitischen Gremien Antrags- und Beschlussrecht haben. Und auch eigene Frauenkonferenzen durchführen können. Eigene Beschlüsse fassen. Immerhin ist in den letzten Jahren in den meisten Gewerkschaften eine Quotierung nach Geschlecht in den Satzungen durchgesetzt worden. Frauen haben natürlich auch eine andere Möglichkeit, ganz konkret auf das Tarifgeschehen Einfluss zu nehmen. Indem Frauen in Tarifkommissionen sitzen und dort entsprechende Themen einbringen. Oder auch als Betriebsrätin wirken.

Wir haben seit der Reform des Betriebsverfassungsgesetzes 2001, eine Quotierung der Betriebsratsgremien. Nach langen politischen Debatten wurde es keine Frauenquote, sondern eine „Mindestquote für das Minderheitengeschlecht“, gemeint ist mit „Minderheitengeschlecht“ das Geschlecht, das unter den Beschäftigten im Betrieb in der Minderzahl ist. Was in Betrieben, wie dem meinem, in dem mehr Frauen als Männer arbeiten, dazu führt, dass der Betriebsrat rein männlich zusammengesetzt sein könnte, und dem Gesetz wäre trotzdem Genüge getan (was in unserem Betriebsrat aber nicht der Fall ist). Wir haben errechnet, wie oft die Quotierung des Betriebsrates geklappt hat. Es ist schon in der überwiegenden Zahl der Fälle so, dass die Quote eingehalten wird. Die Quote wird auch übererfüllt, und zwar da, wo genau dieser Fall gegeben ist, den ich eben geschildert habe. Aber sie wird auch zu mehr als 20 Prozent nicht erfüllt. Da wird das Gesetz verletzt. Das ist schon mein erster kritischer Punkt. Ich habe bis jetzt noch nicht davon gehört, dass das jetzt konkret irgendwo zu einer Ahndung dieses ungesetzlichen Verhaltens geführt hat.

Ich würde trotzdem sagen, dass in den Gewerkschaften die Frauen ganz schön „im Kommen“ sind. Ich meine, dass dort ein zunehmendes Engagement von Frauen zu beobachten ist, und das Bewusstsein darüber gewachsen ist, als Frau in vielerlei Hinsicht besonders betroffen zu sein. Gewachsen ist auch der Mut von Frauen, sich Wahlen zu stellen. Da ist durchaus sehr viel in Bewegung. Aber es sind im Durchschnitt der DGB-Gewerkschaften nur zirka 30 Prozent Frauen Mitglieder. Insofern ist klar, selbst wenn Frauen überall ihrem Anteil nach vertreten wären, sind das erst mal keine frauendominierten Organisationen. Außer meine! Ich bin Mitglied bei der Gewerkschaft ver.di und wir haben 2011 die 50 Prozent Marke überschritten. Jetzt sind dort etwas mehr Frauen als Männer Mitglied.

Die gleichstellungspolitischen Schwerpunkte variieren natürlich von Gewerkschaft zu Gewerkschaft, aber im Großen und Ganzen sind die großen Schwerpunkte der Einzelgewerkschaften im Moment eindeutig die Entgeltstrukturen einerseits sowie die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, familiengerechte Arbeitszeiten und die Abwehr vieler Übergriffe, die sich aus der Arbeitszeitflexibilisierung ergeben, andererseits. Aber auch so etwas wie „Gute Arbeit“, Qualität der Arbeit und gesund bleiben bei der Arbeit ist zunehmend wichtig.

Wo sehe ich die Hemmnisse für ehrenamtliches Engagement? Ich sehe schon auch, dass es mit der leidigen Zeitfrage zu tun hat. Sich gewerkschaftlich zu engagieren ist zeitintensiv und ist oft überregional, das heißt ist mit Fahrzeiten verbunden oder mit Wochenendterminen. Aber ich glaube, dass Frauen das dann dennoch machen, wenn sie das Gefühl haben, es lohnt sich. Ich kann das auch für meine eigene Biographie sagen, ob da kleine Kinder sind oder ob man müde ist, entscheidend ist: Ist mein Einsatz, mein Verzicht auf alles Mögliche lohnend? Ich glaube, im Moment haben wir eine gesellschaftliche Situation, die schon ein bisschen lähmend ist.

Es wurde hier auch gesagt, gut wäre, das Leben wieder zu vereinfachen. Ich würde sagen, es gibt bei vielen ein Gefühl - bei manchen vielleicht sehr bewusst, bei anderen eher ein bisschen dumpf empfunden -, an so vielen Fronten sich zur Wehr setzen zu müssen, dass es auch ein Stück weit überfor-

dernd ist. Und nicht gerade aussichtsreich erscheint, die Übermacht derjenigen, die mit nichtsozialen und nichtfrauenfreundlichen Programmen über uns hinwegrollen, zu stoppen. Also ich glaube, dass es im Moment eine gewisse Entmutigung aus der gesamtpolitischen Situation gibt. Weil man gar nicht weiß, wo man anfangen soll. Wenn frau ein konkretes Projekt hat, wird sie sich unter Umständen auch unter Vernachlässigung ihrer Gesundheit oder Work-Life-Balance engagieren. Dafür gibt es auch viele gute Beispiele. Wenn wir uns fragen, wie können wir es schaffen, dass sich wieder mehr Frauen engagieren, glaube ich, hat das mit der Gesamtsituation in diesem Land zu tun.

In Gewerkschaften, das glaube ich schon, gibt es auch Hemmnisse für mehr Engagement. Gewerkschaften sind traditionell männlich geprägt. Nicht nur zahlenmäßig, sondern natürlich von entsprechenden Strukturen. Es ist schon die Frage, ob frau sich da kulturell wohl fühlt. Das ändert sich langsam, zu langsam, aber es ändert sich nach und nach.

Hier möchte ich etwas aus meiner aktuellen Arbeit berichten. „Equal Pay“ als Forderung gibt es auf der europäischen Ebene schon seit mehr als 25 Jahren, als die Frage nach gleichem Entgelt für gleichwertige Arbeit aufkam. Die IG Metall hat nun vor ein paar Jahren ihre Kampagne für die Aufwertung der Leiharbeit mit „Equal Pay“ benannt. Was ziemlich vielen Frauen sehr aufgestoßen ist, weil salonfähig wurde Equal Pay mit den 900.000 Leiharbeitern in Deutschland. Erst dann! Auf einer ähnlichen Ebene liegt, dass wir seit Jahren in unserem Institut und auch darüber hinaus versuchen, die Minijobproblematik genauso relevant zu machen wie Leiharbeit. Das ist in diesem Jahr ein wenig auf den Weg gekommen und insofern ist es auch ein Sieg, dass der DGB einen Beschluss zur Reform der Minijobs gefasst hat. Lange Zeit war die Leiharbeit ein Riesenproblem und der Minijob überhaupt kein Problem. Das ist natürlich eine Frage der Problemwahrnehmung, die sich aus den Interessen des männlichen Facharbeiters, des männlichen Ernährers ableitet.

Der nächste Punkt: Ich bin gerade dabei, Tarifverträge auszuwerten und zu schauen, ob sie Regelungen aufweisen im Punkto bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Also das, was man unter feministi-

scher Perspektive als viel zu kurz gegriffen kritisieren mag. Aber man muss sich einfach mal Arbeitgeber vorstellen, die darauf überhaupt keinen Wert legen. Es ist für die einzelne arbeitende Frau unter Umständen ein Riesenproblem, wenn sie nicht ganz aus dem Betrieb rausgehen will, dann braucht sie bestimmte Rahmenbedingungen, wenn Kinder da sind. Da sind jetzt einige Regelungen in Tarifverträgen, einige wenige, unter dem Stichwort „Demographischer Wandel“ auf den Weg gebracht worden. Und was wurde in den Vordergrund gestellt? Nicht die Familienphase, sondern dass man tarifvertragliche Äquivalente dafür findet, dass doch die Älteren früher aus dem Betrieb rausgehen können, da nun Altersteilzeit per Gesetz ausgelaufen ist. Die Akzente werden halt unterschiedlich gesetzt. Die Prioritätensetzung ist eindeutig. Sie ist nicht aus der Lebenslage von Menschen abgeleitet, um auch an Mechthild Jansen anzuknüpfen, die sich der Sorgearbeit in der Familie widmen. Sondern aus den Interessen der älteren männlichen Kollegen. Trotzdem birgt es die Chance, familienfreundliche Aspekte mit zu transportieren. Man kann da jetzt noch ansetzen.

Letzter Punkt. Ich bin immer schon und mit Leidenschaft eine Vertreterin von Arbeitszeitverkürzung. Nur zeigt sich eben auch, dass die Gewerkschaften im Moment aus diversen Gründen nicht die Kraft haben, das per Tarifvertrag durchzusetzen. Und deswegen ist die Frage, ob nicht doch, wie in Frankreich beispielsweise, so etwas auf staatlichem Wege passieren kann. Ob sich das nicht lohnt, zumal ohnehin nur noch reichlich die Hälfte der Menschen von Tarifverträgen erfasst wird. Oder, warum nicht das für bestimmte Zwecke tun? Phasen mit kürzeren Arbeitszeiten für intensive Fürsorgearbeit. Oder warum nicht einen „Demokratietag“ einführen? An dem ich mich an dieser oder jener Stelle engagieren kann. Also eine zweckgebundene Arbeitszeitverkürzung?



Agnes Alpers

Fraktion DIE LINKE im Bundestag, Ausschuss für Bildung und Forschung

Liebe Frauen,

zunächst einmal möchte ich mich nochmals für die Einladung zum Kongress bedanken. Wir hatten eine lebendige und vielfältige Diskussion über unsere Arbeit als Frauen innerhalb der Politik. Im Folgenden werde ich nur kurz ein paar Gedanken skizzieren, die mir zu dem vorgegebenen Thema wichtig sind.

Aufgewachsen im Widerstand: „Du bist nur ein Mädchen, deine Zukunft liegt in der Familie, auch wenn du die Beste in Mathematik, Physik und Chemie bist ...“. Mein Alltag in Schule und im sozialen Umfeld in einer ländlichen Umgebung war geprägt von traditionellen Rollenbildern – und gab mir früh die Kraft, mich für ein anderes Leben einzusetzen, mich aktiv zu beteiligen und keinen Rückzieher vor der männlichen Hierarchie zu machen, denn: Die Rechte der Frauen müssen wir Frauen durchsetzen.

Heute bin ich im Bundestag. In unserer Fraktion, in unserer Partei gilt die Mindestquotierung bei Redebeiträgen, bei Wahlen. Frauen haben einen Vorsitz von Ausschüssen, 55 Prozent unserer Fraktion sind Frauen. Geschlechtergerechte Ansprache, unser Frauen-Plenum, Mentoringprogramme für junge Frauen stehen auf dem Programm.

Trotz all dieser Strukturen arbeiten wir dennoch in einem männlich-hierarchischen System. Politik ist männlich. Politische Parolen sind oft wichtiger als fachliche Tiefe, Macht statt Kooperation, Ausgrenzung statt Beteiligung, Frauen als untergeordnetes Geschlecht statt gleichberechtigte Partnerin, all dies sind Auseinandersetzungen, die wir im Alltag zu führen haben.

Durch unsere vielfältigen Kompetenzen können wir Themen wie Verbot von Minijobs, Abschaffung von Ehegattensplitting, Mindestlöhne, neu Lebens- und Arbeitszeitmodelle, gute Bildung und Ausbildung von Frauen, „equal-pay“, die Quotierung und vieles mehr vorantreiben – und wir lassen uns die Butter nicht vom Brot nehmen.

Unsere Durchsetzungskraft liegt in der Fachlichkeit, in unserem Witz, unserem vielseitigen Denken und in unseren kooperativen Handlungsansätzen. Gleichzeitig lassen wir uns von männlichen Strukturen nicht unterkriegen. Auch wenn der Kampf mit den Männern Alltag ist, sind wir keine Frauen, die nachgemachte Männer abbilden.

In meiner Arbeit vor Ort kritisieren Frauen bei der Frage nach der Beteiligung innerhalb einer Partei immer wieder folgende Punkte: Der sprachliche Umgang ist männlich, Männer beziehen sich nur auf Männer, auch wenn die Ideen von den Frauen kommen. Männern geht es mehr um Macht und Ansehen als um Inhalte. Themen und die Art und Weise, wie sie behandelt werden, gefällt den Frauen nicht. Die Zeit, die man in Parteiarbeit investieren muss, um anerkannt zu sein, entspricht nicht der Lebenskultur der Frauen. Diese Kritikpunkte sind genau die Punkte, die wir aufnehmen müssen, um Frauen umfassend zu beteiligen: Themen, die Frauen interessieren, Parteikultur als vielseitige Kultur erleben, Projekte zu Themen zeitlich begrenzen, Kompetenzen der Frauen gleichberechtigt einbeziehen und die Zeit für andere Dinge des Lebens zu haben.

Als letzten Punkt werde ich noch kurz zu meinem Gedanken in Bezug auf die Quotierung beim Kongress zurückkehren: Kurz vor dem Kongress hatte die EU-Kommission im November 2012 einen Gesetzesentwurf beschlossen, wonach bis zum Jahre 2020 alle Aufsichtsräte börsendatierter Unterneh-

men in Europa zu 40 Prozent mit Frauen besetzt sein müssen. – So sehr, wie ich für die Quotierung in diesen Bereichen eintrete, so sehr fordere ich, dass wir Frauen uns endlich für eine Quotierung in allen Arbeitsebenen und -bereichen einsetzen müssen: In der Ausbildung, bei den Jugendvertretungen, bei Vertrauensleuten und Betriebsräten, in Vorgesetztenfunktionen und vielen mehr. Denn die Mehrheit der Frauen benötigt auch hier Quoten, um gleichberechtigt Arbeit und Politik mitzugestalten.



Barbara Baumbach
Mitglied im Bundes- und Landesvorstand der Frauen Union Berlin

Sehr geehrte Damen und Herren,

zunächst auch von mir persönlich herzlichen Glückwunsch zum 20. Geburtstag der überparteilichen Fraueninitiative. Ich denke, Sie haben in diesem Kongress das zentrale Thema „Leistung von Frauen“ so vielseitig und nachdrücklich wie niemand sonst auf die politische Tagesordnung gesetzt. Sie leisten damit einen wesentlichen Beitrag, bestehende Nachteile zwischen Frauen und Männern klar zu benennen und sich für deren Beseitigung einzusetzen. Aber die Beiträge zeigen auch Fortschritte, die von Frauen gemeinsam erreicht werden konnten.

Verhältnisse ändern sich: So ist es in der Politik zwischenzeitlich selbstverständlich und bedarf keiner besonderen Aufmerksamkeit, wenn Frauen Führung übernehmen: Seit sieben Jahren ist Angela Merkel Bundeskanzlerin. Als sie ins Amt kam, war die erste Ministerpräsidentin Deutschlands, Heide Simonis, gerade abgetreten. Lange schien es danach so, als würde Merkel die einzige Führungsfrau bleiben. Doch seit knapp zweieinhalb Jahren verändert sich das Bild. Es begann in Thüringen, dort wurde Christine Lieberknecht Ministerpräsidentin, dann Nordrhein-Westfalen: Hannelore Kraft, schließlich Anne-gret Kramp-Karrenbauer im Saarland, nun soll Malu

Dreyer in Rheinland-Pfalz die Führung übernehmen und vielleicht schafft es Ilse Aigner in Bayern.

Diese neue Normalität, die wir erleben, erfahren und spüren, soll für uns Ansporn sein, auch die weiter offenen Probleme der Gleichstellungspolitik in den kommenden Jahren gemeinsam zu lösen. Es soll selbstverständlich sein, dass Frauen politische Spitzenämter übernehmen, doch dazu stehen Frauen aber auch in der Pflicht, selbst aktiv zu werden.

Daher brauchen wir Antworten auf die Frage, wie mehr Frauen für die politische Arbeit gewonnen werden können. Wie beantworten wir diese Frauenfrage? Ist das überhaupt ausschließlich eine Frauenfrage? Oder geht es nicht noch um viel mehr? Ich meine, Parteien, Institutionen, zivilgesellschaftliche Organisationen müssen alle verfügbaren Potentiale fördern und nutzen. Denn sie leben von dem Ideenreichtum von Frauen und Männern. Über 50 % unserer Gesellschaft sind Frauen. Deshalb ist die Gleichberechtigung von Frauen in der politischen Arbeit nicht nur eine Frauenfrage, sondern berührt insbesondere aus ökonomischer Sicht unsere gesamte Gesellschaft. Durch das Ausbremsen von Frauen verschleudert unsere Gesellschaft sonst viel Leistungsstärke.

Dazu möchte ich den Blick auf drei Aspekte richten:

1. Wie spielt sich Arbeit von Frauen in Gewerkschaften, Parteien, Bürgerinitiativen, Fraueninitiativen ab?
2. Wie wird die Leistung von Frauen in diesen Institutionen gewertet?
3. Was muss sich (auch in der Work-Life-Balance) ändern?

zu 1: Wie spielt sich Arbeit von Frauen in Gewerkschaften, Parteien, Bürgerinitiativen, Fraueninitiativen ab?

Die Beteiligung von Frauen aus Sicht der Politik: Frauenanteil im Deutschen Bundestag

Bis 1983 lag der Frauenanteil im Deutschen Bundestag unter 10%.

Seitdem ist er stetig gestiegen und hat 2002 und 2009 mit 32,8 Prozent seinen bisherigen Höchstwert erreicht.

In den einzelnen Fraktionen fällt der Frauenanteil sehr unterschiedlich aus:

Grüne	54,4%
Die Linke	52,6%
SPD	38,3%
FDP	24,7%
CDU/CSU	20 %

Gründe für die Unterrepräsentation:

- Frauen haben weniger Interesse an Politik als Männer.
- Die Formen politischer Arbeit sind männlich geprägt und Frauen eher fremd.
 - Bis zum Jahr 1908 war Frauen durch das preußische Vereinsgesetz von 1850 die Mitgliedschaft in Parteien untersagt.
 - Das allgemeine Frauenwahlrecht wurde erst 1919 eingeführt.
 - Obwohl wir Mütter des Grundgesetzes haben, wurde erst 1961 Elisabeth Schwarzhaupt erste Bundesministerin, und zwar für Gesundheit.
- Politische Karrieremuster erschweren Frauen den Aufstieg.
- Frauen sind in informellen Entscheidungsstrukturen weniger eingebunden als Männer.

Zu 2: Wie wird die Leistung von Frauen gewertet?

- Frauen sind für „weiche Politikfelder zuständig“ – „Gedöns“?
- Amt aus Verlegenheit - Verlegenheitsprinzip?
- Alibifrau?
- Arbeitsbiene?

Zu 3: Was muss sich ändern?

- Lebenslagen von Frauen und Familien berücksichtigen.
- Zwickmühle: Weiblichkeit versus Machtstreben auflösen.
- Führung und Verantwortung nicht „männlichen Attributen“ zuordnen.
- Anteil der Frauen in Entscheidungsgremien erhöhen - Vorbilder.
- Wandel des Rollenverständnisses: Weiche - harte Politikfelder sind nicht geschlechtsspezifisch.



Bärbel Freudenberg-Pilster
FDP, Staatssekretärin a.D. Sachsen-Anhalt, Rechtsanwältin

Parteien

Frauen stellen mehr als die Hälfte der Wähler und sind bei der Kandidatur für öffentliche Ämter immer noch stark unterrepräsentiert. Sie haben auch nur begrenzten Zugang zu den traditionellen Wegen zur Macht wie zu den Entscheidungsgremien politischer Parteien. Das zeigen schon die Zahlen (beschränkt auf die FDP).

Etwa 23 Prozent der Mitglieder der FDP sind Frauen. Im Bundestag sind von 93 FDP-Abgeordneten 24 Frauen.

Von den 37 Ortsverbänden der FDP Berlin werden 5 von Frauen geführt.

Von den 12 Bezirksverbänden der FDP Berlin werden 2 von Frauen geführt.

Im Landesvorstand der FDP sitzen 15 Personen, davon sind 4 Frauen.

Im niedersächsischen Landtag sitzt eine FDP-Fraktion, die aus 11 Männern und 2 Frauen besteht. In anderen Landtagen sieht es nicht anders aus.

Die Arbeit von Frauen in der FDP spielt sich also eher so ab, dass sie im Verborgenen wirken. Sie organisieren Veranstaltungen, kümmern sich um die Gäste, aber auf den Podien haben sie zumeist nichts zu suchen. Und wenn es um Entscheidungen geht, ziehen Frauen aufgrund der männlichen Dominanz regelmäßig den Kürzeren. Kandidaturen von Frauen finden nur statt, wenn es die Männer dulden. Und dann kandidieren häufig noch Frauen gegeneinander, was ich höchst ärgerlich finde. Das ist auch derzeit bei den Kandidatenaufstellungen für die Bundestagswahl im nächsten Jahr wieder zu beobachten.

Die FDP ist tatsächlich ein Männerverein, so dass es auch, solange die Mitgliederstruktur sich nicht dramatisch verändert, keine Quote geben wird. Ich selbst habe mich zugegebenermaßen auch sehr lange gegen eine Quote gewehrt. Ich befinde mich allerdings in einem Umdenkungsprozess.

Bürgerinitiativen

Bürgerinitiativen bestehen aus ehrenamtlichen Akteuren. Hier sind Frauen schon eher sichtbar, weil das Ehrenamt eher eine Domäne der Frauen ist. Ich glaube aber, dass wenn es um die Führung einer Bürgerinitiative geht, sich doch wieder die Männer in den Vordergrund spielen, weil Männer auch eine größere Freude an der Selbstdarstellung haben als Frauen.

Fraueninitiativen

Grundsätzlich sind Fraueninitiativen zu begrüßen. Es hat nicht viel Sinn, darauf zu warten, dass sich aus purem Gerechtigkeitsgefühl die männlichen Strukturen verändern. Akteure des Veränderungsprozesses können daher nur die Frauen selbst sein. Den männlichen Seilschaften müssen schlagkräftige Strukturen entgegengesetzt und die Solidarität unter Frauen muss gestärkt werden. Hier sehe ich jedoch ein großes Problem. Frauen verzetteln sich nach meiner Erfahrung mehr mit Kämpfen untereinander, als dass sie gemeinsam für ihre Interessen eintreten und gemeinsam ein Gewicht bilden, dass Beachtung findet. Silvana Koch-Mehrin hat einmal gesagt, dass sie nicht mehr in weibliche Netzwerke geht. Man finde dort nur noch frustrierte Frauen, die auf die bösen Männer schimpfen. Das hört sich drastisch an und

ist auch sicher überspitzt. Aber: Die Frauen dürfen sich tatsächlich nicht nur mit dem Feindbild Mann beschäftigen, sondern müssen Themen besetzen und für sie eintreten.

Wie wird die Arbeit von Frauen in diesen Institutionen bewertet

Schon Platon hat im Jahr 380 v. Chr. erkannt, dass Zitat: „Frauen den Staat genauso gut lenken können wie Männer, wenn sie nur dieselbe Ausbildung erhalten und ansonsten von Kinderhüten und von der Hausarbeit befreit würden.“ Und Sokrates hat gesagt: „Eine Frau, gleichgestellt, wird überlegen“.

Vielleicht ist es genau das, was die Männer auch wissen, und das es zu verhindern gilt. Die FDP hat zwar vor Jahren eine Arbeitsgruppe Frauen ins Leben gerufen, sie hat einen Preis für besonders engagierte Frauen erfunden, die Liberta, sie hat Ladies Lunches veranstaltet, sie hat ein Mentoring-Programm aufgelegt und sie hat sich des Öfteren dahingehend geäußert, dass sie sich konsequent für die Durchsetzung der tatsächlichen Gleichberechtigung von Frauen und Männern einsetzen will. Leider sind dies zumeist Lippenbekenntnisse. Die AG Frauen, die von Cornelia Pieper, geleitet wurde, ist sang- und klanglos verschwunden, ebenso die von Cornelia Pieper ins Leben gerufene jährliche Verleihung der Liberta und die von ihr initiierten Ladies-Lunches, zu denen bundesweit Frauen eingeladen wurden.

Das Mentoring-Programm, das auch auf Initiative von Cornelia Pieper aufgelegt wurde und das ich in den ersten zwei Jahren geleitet habe, war und ist nach meiner Auffassung auch nur eine Alibi-Veranstaltung. Gelder wurden kaum Verfügung gestellt, so dass eine echte Förderung von Frauen im Sinne von Qualifizierung in den für die politische Arbeit wichtigen Themen nicht stattfinden konnte und kann.

Der Erfolg und die Akzeptanz eines solchen Programms hängen außerdem davon ab, dass es auch von der Parteispitze unterstützt wird, was aber niemals stattgefunden hat. Wie oft habe ich mir gewünscht, dass Guido Westerwelle, der in seinen Reden auch mal die Förderung von Frauen angesprochen hat, weil es sich ja so gehört, einmal auf dieses Programm hinweist. Kein Wort hat er je dazu

geäußert. Inzwischen dürfen im Übrigen auch junge Männer Mentee werden.

Dies alles zeigt, wie die Arbeit von Frauen in der FDP bewertet wird. Die Liberalen Frauen werden zumeist belächelt. Wenn sie das Wort erheben, werden sie mit männlicher Arroganz „abgebürstet“. Sie finden nur dann Beachtung, wenn etwa in Wahlkampfzeiten eine Veranstaltung von den Liberalen Frauen organisiert wird, auf der sich männliche Kandidaten dann produzieren können.

Was muss sich (auch in der Work-Life-Balance) ändern, damit mehr Frauen für die politische Arbeit in Parteien, Institutionen, zivilgesellschaftlichen Organisationen gewonnen werden können

Es muss gelingen, den Frauenanteil in Spitzenfunktionen deutlich zu erhöhen. Nur dann steigen die Chancen, Chancengleichheit und eine ganze Demokratie zu erreichen. Wir brauchen Frauen in Spitzenfunktionen auch, um Vorbilder für junge Frauen zu haben, die sich für Politik interessieren und sich in der Politik engagieren wollen. Die einzige prominente Frau, die die FDP derzeit hat, ist Sabine Leutheusser-Schnarrenberger.

Frauen, die sich in politischen Parteien, Institutionen und zivilgesellschaftlichen Organisationen engagieren wollen, stoßen auf zahlreiche strukturelle Behinderungen

- Karrieremuster, die sie aufgrund ihrer Familienpflichten nicht erfüllen können
- Rahmenbedingungen und Organisationsmuster, die sich an männlichen Bedürfnissen und Möglichkeiten orientieren, wie z.B. die Zeitgestaltung
- Das Prinzip männlicher Seilschaften, das Frauen zu wenig Integrationsmöglichkeiten bietet
- Nach wie vor offene und subtile Diskriminierungen von Frauen, z.B. durch das zu erfüllende Anforderungsprofil, gleichzeitig müssen sie eine männlich geprägte Durchsetzungsfähigkeit und eine weibliche Ausstrahlung bieten.

Das sind die Punkte, die geändert werden müssen.

Und Frauen müssen viel solidarischer sein und ihre dadurch entstehende Macht in die politische Waagschale werfen.

Das Verhindern weiblicher Karrieren in allen Bereichen bedeutet eine Vergeudung von Humanressourcen und die Unterschätzung nachgewiesener Qualitätsvorteile durch geschlechtergemischte Arbeitsgruppen.



Simon Kowalewski
Frauenpolitischer Sprecher der Fraktion Die Piraten

Ich glaube Gregor Gysi war mal Frauensensor, aber ich bin tatsächlich – und das haben Sie hier gerade sehr freundlich und höflich dargestellt – als Veranschaulichung eines Problems da. Ich gehöre zu einer Fraktion, den 15 Piraten, den sprichwörtlichen, die 14 Männer sind und eine Frau, die jetzt gerade wegen Mutterschutz ausfällt. Sprich, wir sind gerade eine Männerrunde. Das bezeichne ich immer gerne als unsere Urkatastrophe. Wir sollten hier mit Selbstkritik nicht sparen. Das mache ich an dieser Stelle auch.

Wir sind natürlich eine sehr junge Partei und haben auch eine sehr junge Mitgliederstruktur, was bei uns dazu führt, dass uns das Problembewusstsein ein bisschen fehlt, denn das habe ich auch hier wieder mitgenommen: Bis man tatsächlich mal gegen die gläserne Decke stößt, das dauert eine Weile. Ich kenne es, dass ganz viele meiner Parteikolleg*innen sagen, die Mädchen waren doch in der Schule schon besser und in den ganzen Studiengängen sitzen auch überwiegend Frauen. Wo soll denn da überhaupt noch das Problem sein? Das ist wahrscheinlich die Einstellung, die man bis Mitte 30 hat. Und das war bis vor ganz kurzer Zeit eben auch weit über dem Durchschnittsalter meiner Partei. Das hat sich inzwischen geändert.

Das Problem ist also, wie kam es dazu, dass wir von

15 Piraten hier im Abgeordnetenhaus 14 Männer sind und was können wir dagegen tun? Denn es ist so, dass unsere Partei durchaus in den ganzen Strukturen absolut von vielen tollen und sehr engagierten Frauen getragen wird. Es ist so, dass 2011 bei der Listenaufstellung alle Frauen, die kandidiert haben, auch gewählt worden sind. Sie waren auf sehr guten Plätzen. Alle beide. Als es dann konkreter wurde, ist eine leider wieder abgesprungen. Vermutlich ist es das, was wir hier auch gerade wieder gehört haben. 80-100 Stunden Arbeitszeit. Das ist hier nur ein Teilzeitparlament, deswegen sind es hier wahrscheinlich 50-80 Stunden. Das ist scheinbar für Frauen eher abschreckend als für Männer. Zumindest würde ich das da erst mal hinein interpretieren. Aber ich komme da auch noch später zu Wirkungsmechanismen.

Die Frage, die man sich natürlich auch stellen muss, denn wir haben jetzt ja gerade wie alle anderen Kolleginnen hier auch das Problem, dass jetzt gerade wieder Listen aufgestellt werden für die Bundestagswahl. Das erste Mal, dass wir, auch wenn es jetzt gerade nicht so aussieht, aber das sind die typischen Schwankungen, zum ersten Mal die Bundestagswahl, wo wir auch tatsächlich eine realistische Chance haben, dort etwas zu bewirken. Und entsprechend auch hineinkommen mit unseren Landeslisten. Da ist jetzt natürlich der Punkt, dass 6 Länderlisten aufgestellt worden sind. Und auch dort die Frauen jetzt eher untervertreten sind.

Deswegen ist jetzt die Frage, wie überhaupt Leistung bewertet wird. Denn es heißt immer, wenn man Leute fragt, auf welcher Basis trifft ihr eigentlich eure Entscheidungen, wen ihr auf die Listen wählt: Na ja, nach Kompetenz. Wir wählen die Leute, die am kompetentesten sind. Ich bezeichne das einfach mal als den Kompetenzmythos. Denn es zeigt sich, dass ist auch wissenschaftlich bewiesen, dass man natürlich Menschen, die einem selber ähneln, als kompetenter wahrnimmt, als Menschen, die irgendwelchen Punkten anders sind. Ein sehr schönes Beispiel haben wir gerade bei der Listenaufstellung in Brandenburg erlebt.

Da wurde eben der junge politische Geschäftsführer des Landesverbandes, der auch schon dadurch aufgefallen ist, dass er im Wahlkampf sehr viele Plakate aufgehängt hat, auf den ersten Listenplatz gewählt

und die Anke Domscheit-Berg, die eigentlich davon ausgegangen ist, dass sie problemlos in Brandenburg den ersten Platz macht, ist jetzt leider nur auf dem zweiten gelandet und das hat wahrscheinlich die beiden Aspekte: Der eine ist, dass natürlich so ein junger Mann, der viele Plakate aufgehängt hat, den meisten der Brandenburger Piraten wesentlich ähnlicher ist und ergo kompetenter vorkam, als diese Frau, die eben nicht nur schon mal beim Erzfeind Microsoft gearbeitet hat, sondern sich vom Alter her auch in anderen Regionen befindet als die meisten Brandenburger Piraten. Und das ist auch der Punkt.

Ich denke mal das hat unsere Partei ein bisschen von der Hackerszene geerbt, diese Champignon-Taktik. Wer den Kopf raus streckt, wird abgeschnitten. Bei uns ist das ein bisschen verstärkter, denn dieser Schwarm, der immer intelligenter sein will als jedes Einzelne seiner Mitglieder, hat Angst davor, dass irgendjemand zu profiliert und zu mächtig wird. Deswegen werden Leute, die sich ohnehin schon einen Namen gemacht haben, die schon ein gutes Netzwerk haben, die einfach schon bekannt sind, die mal eben ihr Handy rauszücken und die ganzen wichtigen Vertreter von Wirtschaft und den ganzen NGOs einfach mal anrufen können, weil sie die alle schon kennen, natürlich auch so ein bisschen mit Vorsicht wahrgenommen.

Was kann man eigentlich machen, um das grundsätzlich zu ändern? Wir haben gesehen, in vielen anderen Ländern passiert nichts und wir als Berliner, die ihre Liste relativ spät aufstellen, absichtlich relativ spät aufstellen, um Fehler von anderen Landesverbänden noch korrigieren zu können, sind jetzt gefragt. Aber wie machen wir das? Wir haben einerseits das Problem, dass es tatsächlich sehr viel Zeit in Anspruch nimmt, etwas politisch wirklich bewirken zu können. Wir haben auch da ein Beispiel. Wir haben eine wunderbare Piratin, die ursächlich dafür verantwortlich ist, dass wir 2011 unsere gesamten Wahlprüfsteine beantwortet haben. Und sie hat das neben einer Vollzeitstelle in einem kaufmännischen Beruf gemacht. Das hat uns so gut gefallen und überzeugt, dass wir sie direkt nach der Wahl völlig ohne irgendwelche weiteren Überlegungen als unsere Referentin für die Zusammenarbeit mit unserer Basis eingestellt haben. Aber das ist eine Ausnahme. Deswegen sind unsere Überlegungen: Wir haben

einerseits Internetwerkzeuge, die es ermöglichen, sich von überall und auch zu jeder beliebigen Zeit an politischen Entscheidungsprozessen zu beteiligen. Was wir auch haben, sind die so genannten Crews, das heißt typischerweise wird sich bei den Piraten abends in irgendeiner verrauchten Kneipe getroffen, das ist nicht für jeden Lebensentwurf so das Optimale. Deswegen haben wir jetzt auch spezielle Gruppen, die sich samstags am Nachmittag treffen, um auch Menschen, die, auch mit Kindern im Schlepptau, sich politisch beteiligen wollen, die Möglichkeit zu geben, das zu tun.

Was haben wir sonst noch für Werkzeuge? Wir haben den Kegelklub. Der ist relativ gut durch die Medien gegangen, getragen worden. Unser Berliner Frauennetzwerk, das auch diese Umfrage gemacht hat, wie denn Frauen sich in der Piratenpartei fühlen und wo sie Probleme sehen. Da haben über 1000 Menschen teilgenommen. Es ist auch sehr wichtig, dass auch Männer an der Umfrage teilgenommen haben. Weil zum Beispiel die Aussage, Frauen fühlen sich in der Piratenpartei gemobbt, eine wertlose Aussage ist. Da kommt dann wieder das Argument: Ja, das ist überall so. Kein Problem. Wenn man aber sagt: Frauen fühlen sich in der Piratenpartei mehr gemobbt als Männer, dann kann man damit arbeiten. Dann hat man ein Problem. Das kann man sich überlegen, wie man das abstellen kann. Interessanter Weise kam vor allem die Rückfrage: Ist ja toll, dass ihr diese Umfrage gemacht habt. Warum machen das die anderen nicht? Die anderen Parteien in diesem Fall. Das war das Echo. Dass eine Partei sich so öffentlich und so selbstkritisch mit ihren genderpolitischen Problemen auseinandersetzt, dass kam glaube ich bis jetzt noch nicht so vor.

Wir haben inzwischen auch ein Bundesfrauennetzwerktreffen auf unserem letzten Parteitag gehabt. Da haben sie sich das erste Mal getroffen. Interessant ist: Gefühlt 90 Prozent unserer Frauen in der Partei boykottieren das noch, weil sie es für Quatsch halten. Aber wie gesagt, junge Leute und fehlendes Problembewusstsein. Aber da sind wir dran und da passieren Dinge.

Zeitgleich tagt, wo ich auch gleich nach diesem Podium hin flitzen werde, unsere Projektgruppe Frauenwahlrecht. Es geht hier um das passive Wahlrecht.

Das aktive klappt ja schon. Wir sehen es nicht als Problem an, wenn Frauen gegeneinander kandidieren. Wir würden das als Demokratie bezeichnen. Aber wir wollen dafür sorgen, dass auch auf der Liste und dadurch insgesamt im Bundestag, in unserer Fraktion, so sie denn stattfinden sollte, ein bisschen Diversity herrscht. Dann kommen die Piraten und sagen, jetzt kümmert ihr euch nur um Frauen, was ist mit Behinderten, was ist mit Queermenschen, was ist mit X und Y und Z. Da sagen wir, ok, baby steps. Irgendwo muss man ja mal anfangen. Wir können nicht auf die Lösung warten, die alle Probleme auf einmal löst. Wir machen jetzt erst mal einfach das eine und gucken, wie erfolgreich wir darin sind, und diese Werkzeuge, die wir im Laufe der Zeit erarbeiten, kann man dann bestimmt auch auf andere Probleme anwenden. Aber irgendwo muss man erst mal anfangen.

Was machen wir da ganz konkret? Wir wollen eine Infoveranstaltung machen. Mit dem Titel: In den Bundestag, ich, als Frau? Dabei geht's darum, Wissenslücken, ob sie jetzt tatsächlich existieren oder nur erfunden werden, aufzufüllen. Wir haben glücklicherweise den Spitzenkandidat von 2009, den Florian Bischof, der nach seiner Bundestagswahl komplett abgebrannt nicht mehr in Erscheinung trat, als Referenten gewinnen können. Er erzählt uns, wie das denn ist, als Spitzenkandidat mit 5-6 Interviews jeden Tag behelligt zu werden. Wir wollen analysieren, einerseits wie bestimmte Wahlverfahren sich auf die Ergebnisse auswirken, aber auch, wie die Aufstellungsversammlungen konkret ablaufen. Also, wie stellen Frauen sich vor, wie stellen Männer sich vor? Was für Fragen werden Frauen gestellt, was für Fragen werden Männern gestellt? Die Piraten sind ja bekannt dafür, dass Kandidaten ordentlich gegrillt werden. Allerdings mit doch sehr unterschiedlichen Fragen.

Wir haben festgestellt: Männer werden wesentlich thematischer gefragt. Frauen werden vielmehr nach ihrer persönlichen Lebensführung gefragt. Das ist natürlich ein Unterschied, den wir so nicht hinnehmen können. Wir werden Anfang nächsten Jahres ein Medientraining für Kandidaten machen. Vor der Aufstellungsversammlung, um sich darin zu schulen, sich entsprechen darstellen zu können. Und um dann von der Versammlung für kompetent genug

gehalten zu werden, richtigen Interviews im Wahlkampf Stand zu halten.

Und da freue ich mich natürlich immer über weitere gute Ideen.

Was auch etwas war, was es in die Süddeutsche Zeitung geschafft hat, was sehr umstritten war, was einen gewissen Rechtfertigungsdruck ausgelöst hat, war unsere Selbstverpflichtungserklärung. Ich habe zusammen mit 30 anderen Piraten aus dem Landesverband eine Verpflichtung unterschrieben, auf die ersten Listenplätze nur Frauen zu wählen. Das dient dazu, einen völlig unbestrittenen Mangel abzustellen. Trotzdem hat es wahnsinnige Anfeindungen gegeben. Speziell deswegen, weil in unseren Grundsatzprogramm steht, dass in der politischen wie wirtschaftlichen Situation das Geschlecht keine Rolle spielen darf. Das ist ein klarer Verstoß gegen unser Programm. Ich versuche zu sagen, dass Diversity in der Bundestagsfraktion wesentlich wichtiger ist, als jeder einzelne Kandidat. Es gibt tatsächlich auch männliche Kandidaten, wegen denen mir das leid tut.

Aber letztlich, und das ist wirklich mein letzter Satz: Das sind jetzt alles letzte Versuche, bevor ich mich eben auch dann, wenn das alles nicht funktioniert, für eine Quote einsetzen werde. Dummerweise ist das bei uns momentan politischer Selbstmord, weil bei mir in der Partei, und das habe ich aus ganz vielen Gesprächen herausgefunden, die Schmerzen einfach noch nicht groß genug sind.

Wir haben viele tolle Frauen. Warum kandidieren sie nicht? Dass sie kandidieren dürfen, ist unbestritten. Aber irgendwie passiert das nicht und genau das sind eben diese vielen kleinen Schritte, die ich eben erläutert habe. Wie wollen wir das jetzt hinkriegen? Momentan haben wir tatsächlich schon 3 Frauen, die sich jetzt wirklich schon geoutet haben, die auf der Wiki-Seite stehen, dass sie für die Berliner Bundestagsliste kandidieren wollen. Ich sage, ohnehin sollen auf die ersten 4 Plätze nur Frauen. Wir haben also noch ein Freiticket zu vergeben. Kommt her und holt es euch! Aber genau diesen ganzen kleinen Aspekte, die wir hier schon gehört haben, halten trotz alledem scheinbar Frauen immer noch davon ab, zu sagen, jawohl, das klingt cool, irgendwie mal ein bisschen Gestaltungsmacht. Das mach ich jetzt. Das ist natürlich jetzt die große Frage, wie können wir das abstellen?

Resümee



Carola v. Braun
Sprecherin, Überparteiliche Fraueninitiative Berlin – Stadt der Frauen

Zusammenfassung – Resümee

Liebe Mitglieder und Gäste,

wir haben im Verlauf unseres Kongresses sehr anregende Vorträge, Podien und Publikumsbeiträge gehört. Wir haben viel über die gesellschaftlichen Zusammenhänge zwischen Leistung, Geld und Bewertung von Leistung, aus der Sicht von Wissenschaft, Politik und Philosophie gelernt. Nicht alle Beiträge können hier wiederholt werden. Aber Sie können sicher sein: alle Referate und Podiumsbeiträge werden in der Gesamtdokumentation des Kongresses veröffentlicht werden. Deshalb sollen hier nur die ersten Ergebnisse dargestellt werden, wie sie sich im Verlauf dieses Kongresses abzeichnen.

1. Es gibt großes Interesse und auch Bereitschaft zu einer gemeinsamen überparteilichen Tagung zum Thema „Bewertung von Arbeit und Arbeitszeit“ inklusive der Stichworte „Work-Life-Balance“ und „Wachsender prekärer Arbeitsmarkt, auch für Hochqualifizierte,“ beides Themen von hoher Gender-Relevanz.

2. Wir brauchen eine intensivierte Genderforschung im Bereich der Bewertung von bezahlter und unbe-

zahlter Arbeit. Besonders einprägsam hier das sinn-gemäße Zitat von Prof. Friederike Maier: „Und das bedeutet, dass wir in Deutschland alles über Mast-schweine wissen, und nichts über die (unentgeltliche) Hausarbeit.“ Und weiter: „Was bedeutet das für eine Gesellschaft, wenn alle erwerbstätig sein müssen? Gewähren wir den Menschen noch Zeit für Ihre Familien?“

3. Wir freuen uns über das rege Interesse an unserer Ausstellung über „20 Jahre Überparteiliche Fraueninitiative Berlin“ als einem Beispiel für das Wirken von frauenpolitischen Netzwerken. Ich kann Ihnen mitteilen, dass die Ausstellung im März im Bezirk Marzahn-Hellersdorf vorgestellt werden wird, vielleicht auch in weiteren Bezirken.

4. Wir halten fest: es braucht mehr Zusammenarbeit der Frauen-Generationen: wir werden eng in Kontakt bleiben mit Vertreterinnen der jungen internet-affinen Frauen-Generation wie z.B. mit Magda Albrecht von der „Mädchenmannschaft“ und anderen jungen Frauen aus dieser Internet-Generation. Wir haben gelernt: die junge Frauengeneration lebt politisch bewusst, aber sie arbeitet auf andere Weise politisch als die älteren Frauengenerationen. Wir wollen und wir werden voneinander lernen.

5. Die Bedeutung von Überparteilichkeit als politischem Instrument nimmt zu, sie wird von Frauen auch stärker gewünscht als früher. Das ist auch nötig angesichts der Themen, die nur überparteilich anzu-gehen sind: hier einige Beispiele

- Work-Life-Balance und neue Arbeitszeitmodelle,
- eine Einkommensstruktur, die endlich auch die in den Frauenarbeitsmärkten erbrachten Leistungen angemessen würdigt,
- langfristig der Bau einer Sozialgesellschaft, die genügend Zeit für Familie gewährt und in der gesellschaftliche Arbeit belohnt wird.

6. Ein großes zukünftiges Ziel der Frauenbewegung(en) ist die Aufwertung der Arbeitsmärkte, die mit dem Menschen arbeiten (Pflege, Gesundheit, Bildung) im Vergleich zu den wesentlich besser gestellten Tätigkeiten mit der Maschine („Neue Soziale Frage“). Eine überparteiliche Zusammenarbeit sollte hier nach Bündnisthemen und Bündnispartnern su-

chen, denen die Aufwertung dieser Arbeitsmärkte ebenfalls wichtig ist.

7. Wo wir als ÜPFI am Ball bleiben werden:

- Beim großen Bildungs-Thema „Deutscher Qualifikations-Rahmen (DQR)“, das insbesondere für die Bewertung von non formal und informell erworbenen Kenntnissen enorme Bedeutung hat (vor allem für Frauen),
- Wir werden nicht locker lassen bei der Bekämpfung der Obdachlosigkeit von Frauen und bedanken uns schon jetzt bei allen Abgeordneten des Berliner Parlaments, die sich hier einsetzen.

8. Zu kurz gekommen ist bei unserem Kongress – wie wir selbstkritisch feststellen müssen – die Bewertung und Würdigung von unbezahlter ehrenamtlicher Arbeit in Gesellschaft und Familie. Wir versprechen: wir werden dieses Thema nicht aus dem Auge lassen.

Vielen Dank unseren Förderern, allen unseren Referentinnen und Referenten, unseren Podiumsmitwirkenden, vor allem aber Ihnen, unserem diskussionsfreudigen und -erfahrenen Publikum, die Sie die Debatte bereichert haben.

Unser ganz besonderer Dank gilt unserer Vorstandskollegin Christel Wietusch, die nicht nur für die gesamte Organisation des Kongresses Verantwortung getragen hat, sondern auch eine unverzichtbare Ideengeberin gewesen ist.

Vielen Dank, der Kongress ist damit beendet.

Danke



Programm - Tag 1

Kongress:

Was ist Leistung?

**Anlässlich des 20-jährigen Bestehens der Überparteilichen Fraueninitiative
Berlin – Stadt der Frauen**

Ort: Abgeordnetenhaus Berlin, Festsaal

Am: 30.11.12 – 01.12.12



Freitag, 30.11.12, Teil 1: Was ist Arbeit, was ist Leistung?

13.00 – 14.00

Einlass

14.00 – 14.30

Eröffnung der Veranstaltung

Carola v. Braun, Sprecherin der ÜPFI

Judith Brandner, Vorstandsmitglied ÜPFI

Grußworte

Ralf Wieland MdA, Präsident des Abgeordnetenhauses

Thomas Krüger, Präsident der Bundeszentrale für Politische Bildung

Babara Loth, Staatssekretärin, Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen

14.30 – 15.15

Vortrag

National und Global: Die gesamtgesellschaftliche Arbeitsteilung, unter besonderer Berücksichtigung der Situation von Frauen – Beispiel Deutschland

Prof. Friederike Maier, Vizepräsidentin Hochschule für Wirtschaft und Recht, Direktorin Harriet-Taylor-Mill-Institut, Berlin

Fragen aus dem Publikum

Moderation: Carola v. Braun, Judith Brandner, Vorstandsmitglieder ÜPFI

15.45 – 16.15

Kaffeepause

16.15 – 17.30

Vortrag

Geld und Leistung – ein feministisch-kulturhistorischer Rückblick

Prof. Christina v. Braun, Kulturwissenschaftlerin, Humboldt-Universität

Fragen aus dem Publikum

Moderation: Dr. Pia Kaiser, Kerstin Wietusch, Vorstandsmitglieder ÜPFI

17.30 – 18.30

Eröffnung der Ausstellung vor dem Plenarsaal im Abgeordnetenhaus

Carola v. Braun

18.30 – 21.00

Musikalisches Programm mit Gina Pietsch und Frauke Pietsch

„Wenn Du stolperst, Schwester, Mutter, Tochter, ich halte Dich“

Buffet

Netzwerken

Programm - Tag 2

Samstag 01.12.12, Teil 2: Soziale, ökologische und ökonomische Kosten-Nutzen-Relation der gesamtgesellschaftlichen Arbeitsteilung

09.00 – 10.00 **Einlass**

10.00 – 12.00 **Podiumsdiskussion:**

Leben und Arbeiten – wofür kämpfen die verschiedenen Frauengenerationen?

Ein Gespräch zwischen Frauengenerationen in Ost und West

Magda Albrecht, Mädchenmannschaft e.V.

Kerstin Wietusch, Vorstandsmitglied ÜPFI, Mitglied B90/Grüne

Alexandra Goy, Anwältin, Publizistin, Mitgründerin des ersten Frauenhauses in Berlin (West)

Astrid Landero, Leiterin Frauenprojekt Paula Panke e.V.

Fragen aus dem Publikum

Moderation: **Almuth Hartwig-Tiedt**, Staatssekretärin im Ministerium für Umwelt, Gesundheit und Verbraucherschutz Brandenburg

12.00 – 13.00 **Mittagspause**

13.00 – 14.15 **Vortrag**

Rollenmodelle im Wandel – Beispiel Ballungsraum Berlin

Dilek Kolat, Senatorin für Arbeit, Integration und Frauen in Berlin

Fragen aus dem Publikum

Moderation: **Monika Wissel**, **Christel Wietusch**, Vorstandsmitglieder ÜPFI

14.15 – 14.30 **Kurze Pause**

14.30 – 15.45 **Vortrag**

Gesamtgesellschaftliche Arbeitsteilung: (k)ein nachhaltiges Modell für die Zukunft Deutschlands?

Mechtild Jansen, Autorin

Fragen aus dem Publikum

Moderation: **Dr. Pia Kaiser**, **Kerstin Wietusch**, Vorstandsmitglieder ÜPFI

16.15 – 18.00 **Abschließende Podiumsdiskussion**

Arbeit in Parteien, Gewerkschaften und Bürgerinitiativen

Anja Schillhaneck MdA, Vizepräsidentin des Abgeordnetenhauses Berlin

Dr. Christina Klenner, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI) in der Hans-Böckler-Stiftung

Agnes Alpers MdB, Fraktion Die Linke, Ausschuss für Bildung und Forschung

Barbara Baumbach, Mitglied im Bundesvorstand der Frauen-Union sowie im Landesvorstand der Frauen-Union Berlin

Bärbel Freudenberg-Pilster, FDP, Staatssekretärin a.D. Sachsen-Anhalt, Rechtsanwältin

Simon Kowalewski MdA, Frauenpolitischer Sprecher der Fraktion Die Piraten

18.00 – 18.15 **Erstes Resumee und Abschlussworte**

Carola v. Braun, Sprecherin ÜPFI

18.15 **Ende der Veranstaltung**

Impressionen



Ausstellung





Pressekonferenz



Teilnehmerinnen, Helferinnen, Abendprogramm













Frauen und Männer leisten viel in unserer Gesellschaft. Wir fragen: Wie viel Zeit verwenden Frauen und Männer auf Erwerbsarbeit, unbezahlte Fürsorgearbeit und Ehrenamt? Wie wird sie bezahlt? Wer trägt was zum Gemeinwohl bei und wird dafür wie entlohnt? Haben sich Rollenmodelle gewandelt? Wie beantworten Frauen verschiedener Generationen aus Ost und West diese Fragen?

Auf dem Kongress „Was ist Leistung?“ wurde der Diskussionsstand dieser gesellschaftlichen Fragen aufgezeigt und gemeinsam überlegt, wie mehr Frauen für ein politisches Engagement, im Sinne einer gender- und familiengerechten Lebens- und Arbeitswelt, gewonnen werden können.

Überparteiliche Fraueninitiative Berlin – Stadt der Frauen e.V.

www.berlin-stadtderfrauen.de